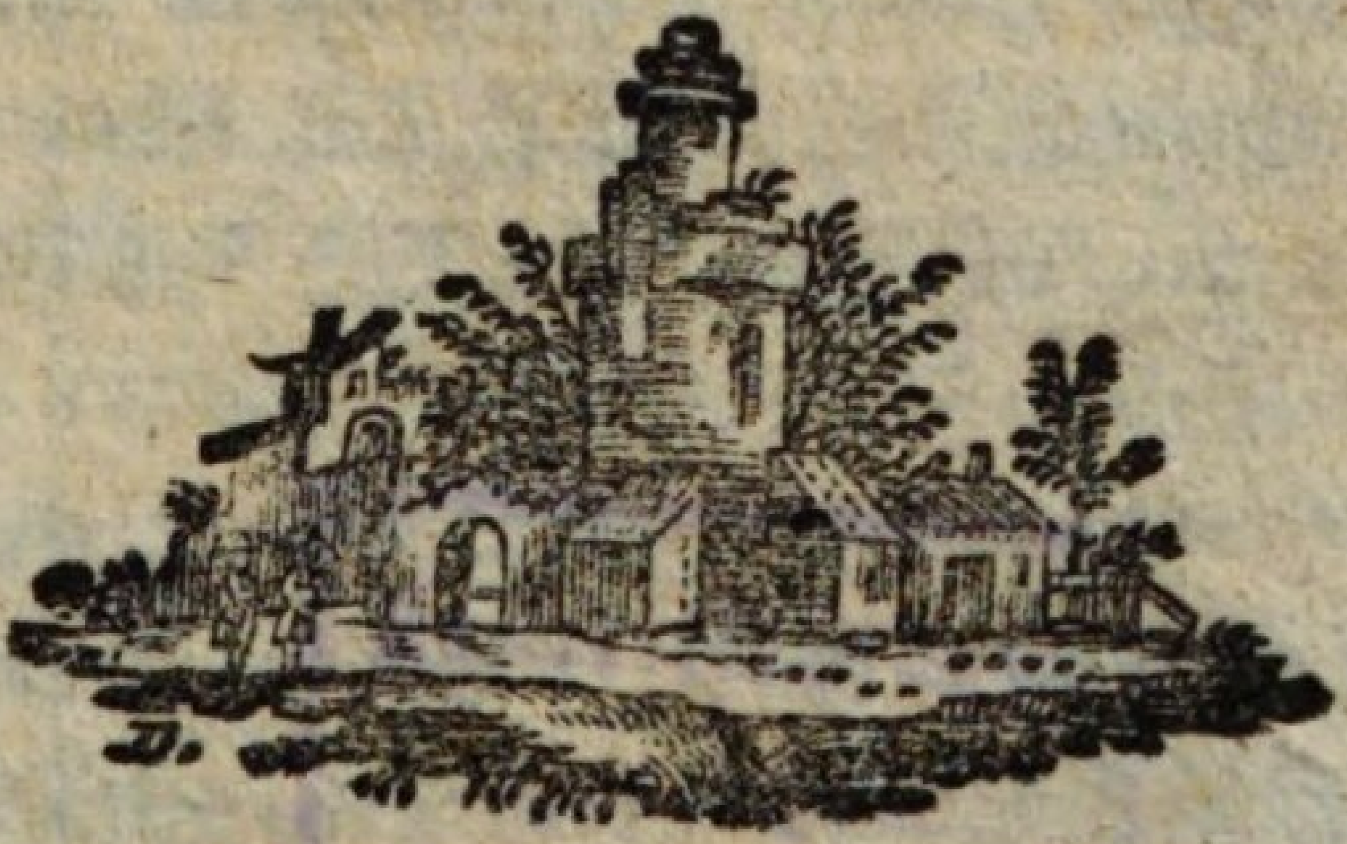
Eduard v. Waller's
Briefe
an seinen Freund,
oder
der reisende Philosoph.

Verfasset
von Fried. Aug. Freiherrn von R — n.
[Reichlin-Meldegg]

„Der rechte Gegenstand der Erkenntniß
„des Menschen ist der Mensch —„.

Pope.



Zweytes Bändchen.

Mit R. Kaiserl. Majest. allergnädigsten Freyheit.

Augsburg,
zu finden in der k. k. privilegirt. akademischen Handlung.
1791.

Stadtbibliothek
Augsburg

1952. 2601

Dreyzehenter Brief.

B*** am 25ten des Maien 17 —

Nur eine Tagreise weiter, und schon habe ich wieder Gelegenheit über eine der interessantesten Materien mit dir plaudern zu können, liebster Karl!

Ich verließ heute sehr frühe die Reichsstadt U*, und traf gegen Abend hier, ebenfalls in einer Reichsstadt, ein, ohne daß mir auf dieser Reise etwas Merkwürdiges begegnete. Da es noch frühe am Tage war, so gieng ich aus, um die Stadt ein wenig zu besehen, und hatte bereits einige Strassen durchwandert, als ich in ein enges Gäschen kam, und da vor einem Hause eine große Menge von Kindern und erwachsenen Menschen versammelt fand. Ich war neugierig die Ursache davon zu erfahren, und trat also unter den Haufen des versammelten Volkes. Ein unordentliches Drängen nach der Hausthüre — das Hinansteigen einiger Knaben nach den niedrigsten mit starken eisernen Querstangen verwahrten Fenstern, und eine Schildwache vor dem Hause, ließen mich einigermassen die Ursache errathen, welche das Volk hier versammelt hielt, doch wollte ich mich von der Gewißheit meiner Meinung überzeugen, und fragte also einen von den Umstehenden, was die Veranlassung so viele Menschen hier zu versammeln gegeben habe? „Sie sind gewiß ein Fremder (antwortete der Mann) weil Sie nicht „wissen, daß man übermorgen eine Weibsperson hinrichtet, welche vor zween Monaten ihr Kind umgebracht „hat? — Die arme Sünderin ist nun heute frühe in das

„sogenannte Armesünderstübchen gebracht worden, und „die Leute versammeln sich also immer hier, um sie zu „sehen.“ Ich sah' nun, daß ich mich in meiner Meinung nicht geirrt hatte; fühlte aber gar keine Begierde die arme Sünderin zu sehen, wie ich mir denn auch überhaupt kaum einen Begriff davon machen kann, wie Menschen auf so etwas begierig seyn können. Ich verließ also diesen Ort, so bald ich von der Ursache dieser Versammlung des Volkes unterrichtet war, und gieng bald darauf mit schwerem Herzen in meinen Gasthofe zurück.

Kaum trat ich in die öffentliche Gaststube, so war das Erste, was mir in die Ohren klang, ein Gespräche von der Delinquentin, die übermorgen hingerichtet werden sollte. Ich war begierig näher von der Geschichte der Unglüklichen unterrichtet zu seyn, und setzte mich also an einen Tisch, wo ein paar Bürger bey einem Glase Bier beisammen saßen, und im freundschaftlichen Gespräche ihr Pfeifchen dazu rauchten. Sobald auch meine Pfeife brannte, mischte ich mich mit in das Gespräche der Bürger, und bat endlich einen davon, mir die nähern Umstände von dem Verbrechen der den Tod erwartenden Kindermörderin zu erzählen, indeme ich ein Fremder seye, welcher davon gerne unterrichtet seyn möchte. „Damit „kann Ihnen da mein Nachbar am besten dienen (ant„wortete der Bürger) weil in dessen Hause die abscheuli„che That verübet worden ist.„ Ich bat nun den andern Bürger um diese Erzählung, und dieser gewährte mir sogleich meine Bitte mit folgenden Worten.

„Sehen Sie, mein Herr, (fieng der Bürger an) „die Sache verhielt sich so! Die arme Sünderin, die „übermorgen hingerichtet werden wird, und welcher der

„liebe

„liebe Gott gnädig und barmherzig seyn wolle, war mei„ne Magd. Zwei volle Jahre diente die Weibsperson „bey mir, ohne daß weder ich, weder meine Frau ihr et„was Unrechtes nachsagen konnten. Sie war treu, ar„beitsam, gieng gern in die Kirche, öfters zur Beicht, „kurz: man konnte ihr, wie gesagt, nichts anderes als „Liebes und Gutes nachsagen. Auf einmal führt der le„bendige Satan, Gott sey' bey uns, einen französi„schen Windbeutel in die Stadt, und nun ließ sich Mar„garethe (so heißt die arme Sünderin) vom Teufel blen„den, und rumpelte an. Doch ich muß Ihnen das „Ding ein wenig weitläuftiger erzählen, mein Herr, „sonst wissen Sie etwas, und nichts Rechtes, und dies „mag ich nicht haben: indessen mit Erlaubniß — werd' „gleich wieder hier seyn!„ Hier stand mein Erzähler auf — gieng, vermuthlich Nothwendigkeit halber, aus der Stube, und als er nach einigen Minuten wieder zurückkam, und sich an seinen vorigen Platz gesetzt hatte, fuhr er in seiner sehr umständlichen Erzählung auf folgende Art weiter fort:

„Ja, wo blieb' ich denn? — Weiß schon, bey dem „verfluchten französischen Windbeutel, der meine Magd „so sündhaft hinter's Licht führte. Nu, sehen Sie, mein „Herr! Zu Anfange des vergangenen Jahres kam ein „Perückenmachersgesell von Straßburg hieher, und zum „Herrn Tresskopf in Kondition. Dies war nun ein Erz„lecker und Windmusje, den ich euf 50. Schritte weit „nicht hätte um mich leiden mögen; aber, wie gesagt, „meine Magd ließ sich vom Teufel, und dem zuckersüßen „Kickel-Kackel des verfluchten Kerls verblenden, und „fieng eine Karessie mit ihm an. Hundertmal muß „nicht hinreichen, daß ich und meine Frau ihr die Be-

„kanntschaft mit dem Burschen mißrathen, und unter-
„sagt haben. „Margarethe, sagte ich oft, laß' mir den
„ „Perückenmachersgesellen laufen! Er ist ein Wind-
„ „beutel, und ich hab' mir schon allerlei Uebels von
„ „ihm erzählen lassen; er ist im Stande er hängt dir
„ „Ein's an, und läuft dann zu allen Teufeln: denn
„ „dies ist so einem Burschen nicht zu viel, und wir
„ „haben ja derlei Exempel schon zu Hunderten erlebt.
„ „Sieh'! du bist sonst immer so ein frommes Mädchen
„ „gewesen — hast nie vom Karessiren hören wollen,
„ „und itzt verblend't dich auf einmal der Böse, Gott
„ „sey' bey uns, und du läßt dich von dem französischen
„ „Fabelhansen da an der Nase herum führen! Wenn du
„ „doch ja karessiren willst, so giebt's ja noch wackere
„ „ordentliche Bursche genug hier mit denen du, je-
„ „doch in allen Ehren, anbinden kannst; nur laß' mir
„ „den französischen Windbeutel, der so lüftig wie der
„ „Haarpuder in seinem ledernen Pudersacke ist, laufen!„
„Hätte ich's nun besser mit ihr meinen können? Herr!
„aber das half nun bey dem verblendeten Teufelsmen-
„schen, Gott verzeih' mir meine schwere Sünde, alles
„nichts. Margaretha hieng nun einmal an dem Hunds-
„kerl wie eine Klette — glaubte nichts von allem dem,
„was man ihr von seiner lüderlichen Aufführung auch im-
„mer sagte, und trieb das Spiel in geheim mit ihm fort,
„als ich und meine Eheliebste ihr allen Umgang mit ihm,
„bey Verlust des Dienstes, untersagten. Auf einmal
„fängt die Dirne an den Kopf zu hängen, und geht im
„Hause umher, als wenn ihr der Hund das Brod ge-
„nommen hätte. Mir fieng's bald an zu munkeln, und
„ich nahm darum die Dirne einigemal tüchtig vor: aber
„da wurden bald Zahn, bald Kopfschmerzen, bald et-

„ was

„was anders vorgewendet, kurz: ich glaube, unser „Herr Stadtammann selbst hätte damals die Wahrheit „der Sache nicht aus dem Starrkopfe herausgebracht, so „verstokt hatte sie der gottlose Lumpenhund, ihr sauberer „Liebhaber, gemacht. So währte das Ding einige Mo„nate, und ich wurde unter dieser Zeit öfters so rappel„köpfisch und ungeduldig, daß ich das Mensch mehr als „einmal aus dem Dienst gethan hätte, wenn mich nicht „meine Frau immer davon abgehalten hätte. Das Blitz„weib hat so ein butterweiches Herz, daß sie der Vogel „in der Luft bedauert, wenn ihm wehe geschieht: doch „dies gehört nicht hieher! Wie gesagt: das weinerliche „Hümpeln und Pümpeln meiner Magd gieng mir ver„flucht im Kopfe herum, besonders weil sie immer im „Ernste dabey kränkelte, als vor zween Monaten die lei„dige Sache auf einmal an's Tageslicht kam, und zwar „auf eine Weise, daß mich's noch bis diese Stunde wie im „kalten Fieber schüttelt, wenn ich daran denke. Es „war Nachmittags an einem Sonntage, als Margrethe „aus der Kirche heimkam, und todtenbleich in die Stube „trat. „Was ist dir? Margrethe!" fragte meine „Frau. Das Mensch gab eine Uebelkeit vor, und bat „um die Erlaubniß sich niederlegen zu dürfen. „Immer„hin!" rief meine Frau, und Margrethe gieng in ihre „Kammer. Mir wurmte das Ding; ich nahm also mei„nen Hut, und gieng geradenwegs zum Perükenmacher „Treßkopf, um nach dem Gesellen von Strasburg zu „fragen. „Der hat heute frühe Reißaus genommen (rief „ „Herr Treßkopf) und der Teufel weißt, was ihn dazu „ „bewogen hat; denn bey mir ist ihm kein Leid gesche„ „hen, wiewohl er ein verdammter Sausewind war!" „Ich hatte nun schon genug gehört, und lief sogleich wie-

 „der

„der nach Haus; denn itzt wußte ich, als wenn ich's ge-
„druckt gelesen hätte, wie ich mit meiner Magd daran
„war. Als ich zu Hause war, sagte ich meiner Frau,
„daß der Liebhaber der Margrethe zum Teufel gegangen,
„und was ich von der ganzen Sache hielt: dann bat ich
„sie nachzusehen, wie's mit Margrethens Unpäßlichkeit
„stände. Meine Frau that's, und fand das Mensch noch
„im Bette, welche aber versicherte, daß es ihr schon
„wieder etwas besser seye; und dabey bat, daß man sie
„diesen Tag liegen lassen möchte, dann hoffte sie, es
„würde bis Morgen wieder ganz gut werden. Meine
„Frau ließ sich dies gefallen — versprach Margreth'n,
„ihr eine gute Suppe zu kochen, und wollte eben zur
„Kammer hinaus, und in die Küche, als sie im Bette
„der Kranken einen deutlichen Laut, wie das Wimmern
„eines Kindes, hörte. So sehr nun meine Frau darüber
„erschrak, so ließ sie sich doch nichts anmerken; denn
„pfiffig ist das Weib, dies muß wahr seyn: Sie ließ sich
„also, wie gesagt, nichts anmerken, und lief zu mir
„auf die Stube, wo sie mir eilig erzählte, was sie ge-
„hört hatte. „S' wird halt seyn, wie ich längst ver-
„muthet habe — die Dirne war nicht umsonst eine Zeit
„her so rund, und dabei immer so kränklich,„ sagte ich,
„und gieng mit meiner Frau in Margarethen's Kammer.
„Bleich wie der Tod, und gleich hernach roth wie mein
„Leibchen wurde Margaretha, als ich mit meiner Frau
„in die Kammer trat, und dieser befahl im Bette zu vi-
„sitiren. „Laßt mich doch ruhig liegen, Frau, (rief sie)
„es quält und grimmt mich ohnehin im ganzen Leibe!„
„Meine Frau visitirte aber doch, und mit Gewalt das
„Bett, und sprang bald darauf mit einem lauten Schrei
„biß zur Kammerthür zurück. „Herr Jesus — die Mar-

„garetha liegt auf einem todten Kinde! „ schrie meine „Frau, und lief zur Kammer hinaus. Es sollte nun „freilich nicht seyn, Herr, daß eine Mannsperson sich „mit solchen Sachen abgäbe: aber hier mußte man der „Sache auf den Grund sehen: ich trat also an's Bett hin, „in welchem Margaretha todtenbleich und mit stieren „Blicken lag — hob' sie in die Höhe, und fand unter ihr „ein todtes neugebohrnes Kind, das ganz zerquetschet; „und beinahe platt gedrückt war, so daß man's recht sa„he, daß das Mensch mit aller Macht darauf gelegen „und gedrückt haben mußte. „Abscheuliches Mensch! „ „was hast du hier gemacht?" rief ich, und war vor „Zorn und Schrecken beynahe außer mir: aber die ver„stockte Kindermörderin antwortete mir keine Silbe, und „sah' immer mit stieren — verzweifelten Blicken in eine „Ekke. Nun blieb mir keine andere Wahl übrig, als die „Kammer mit einem Vorlegeschloß zu verschließen, und „die Sache bey hoher Obrigkeit gebührend anzuzeigen. „In einer Stunde darauf kam man mit einer Kutsche und „4 Soldaten vor mein Haus — trug die Kindermörderin „sammt dem Bett in die Kutsche — legte das todte Kind „dazu, und fuhr dann damit nach dem Stadtgefängniß. „Hier ließ man Margreth'n ihr Wochenbette halten, und „nahm sie dann in's Verhör, wo sie, ohne vieles Zure„den, die verübte Uebelthat gestand, und sich's zur „Gnade ausbat ihr bald ihr Recht anzuthun. Der ver„fluchte Bösewicht, der Perückenmachersgesell, hatte „der unglücklichen Dirne eine Menge Lügen und Wind„beuteleyen von seinem großen Vermögen, das er einst „von Haus zu hoffen habe, gemacht, und ihr die Ehe „versprochen, und sie hatte sich davon verblenden, und „ihr ein's andrechseln lassen. Nun hatte sie zwar dem

„saubern Liebhaber ihre Schwangerschaft eröffnet; aber „dieser hatte sie immer mit allerley leeren Hoffnungen auf= „gezogen, bis die Zeit ihrer Niederkunft heranrückte, „und als sie keinen Tag mehr davor sicher war, erfuhr „sie am erwähnten Sonntage in der Kirche seine Flucht. „Nun lief sie voll Schrecken nach Haus — kam plötzlich „nieder, und Scham, Furcht, und Verzweiflung, wo= „bey auch der Böse, Gott sey' bey uns, tapfer zuge= „schürt haben wird, brachten sie dahin, das arme neu= „geborne Würmchen unter sich hinein zu legen, und so „lange d'rauf herum zu rutschen und zu drücken, bis es „den Geist aufgab. Zu Nachts hätte sie das Kind in den „s. v. Abtritt geworfen, wenn wir die Uebelthat nicht „entdekt hätten. Sehen Sie mein Herr! dies hat die ar= „me Sünderin alles im Verhör ausgesagt, und so ver= „hält sich nun der Hergang der ganzen Sache. Indessen „versichere ich Sie, daß ich gerne hundert Reichsthaler „aus meinem Sacke geben wollte, wenn diese Greuel= „that nicht in meinem Hause geschehen wäre!"

So sehr ich anfangs gewünschen hatte die Geschichte der Kindermörderin zu erfahren, so frohe war ich, als die ungeheuer lange Erzählung davon am Ende war. Es ist doch wunderlich, daß manche Menschen stundenlang an einer Sache erzählen, die mit einigen Worten, und in einer Viertelstunde gesagt wäre! Indessen mag dies immer hingehen, wenn man Zeit genug hat, so eine Er= zählung anzuhören: wenn man aber gedrungen ist, eine Sache bald zu erfahren, oder wenn noch dazu sehr vieles — oft gar das Glück oder Unglück einer Person — daran liegt: dann steht man wahrlich wie auf glühenden Kohlen, wenn man auf die Entwicklung einer Geschichte so lange

warten

warten muß, und immer mit unbedeutenden Nebenumständen hingehalten wird. Doch ich komme nun wieder zur Hauptsache zurück.

Meine Pfeife war während der langen Erzählung des Bürgers ausgebrannt, und eben wollte ich selbe noch einmal stopfen, als die Erzählung zu Ende gieng, und mir der Gastwirth ankündete, daß mein Abendessen bereits meiner warte. Ich dankte also dem ehrlichen Bürger für seine Mühe, mir die Geschichte der unglücklichen Kindermörderin zu erzählen — wünschte ihm und seinem Nachbar eine gute Nacht, und gieng auf mein Zimmer. Hier erkundigte ich mich, während dem Abendessen, bey meinem Wirthe nach der Strafe, mit welcher Mädchen ledigen Standes, die zum Falle kämen, hier belegt würden, und dieser machte mir eine kurze, aber gräßliche Schilderung davon, die ich mit Unmuth und Abscheu anhörte. Endweder muß so eine unglückliche Verführte 10 Reichsthaler Strafe geben, oder, wenn sie diese Summe nicht aufzubringen vermag, für einen jeden Thaler eine Woche im öffentlichen Zuchthause arbeiten. Im ersten, wie im zweiten Falle aber wird sie mit der bittersten Verachtung, so lange sie am Leben ist, behandelt, und keine honette Manns oder Weibsperson hat ferner einigen Umgang mit ihr: wo hingegen der Urheber ihres Unglücks mit 10. Reichsthaler Strafe, oder, wenn er diese nicht zu geben vermag, mit einem 10. tägigen Arreste bey Wasser und Brod davon kömmt, und hernach wieder für so ehrlich angesehen wird, wie vorher.

Wie zweckwidrig, und geradezu ohne allen Sinn und Proportion sind nun diese Strafen, bey welchen eine menschliche Schwachheit wie ein Laster, und der minder

schul=

schuldige Theil härter als der ungleich schuldigere gestraft wird! Doch ich will mich hier über eine Materie etwas weiter ausdehnen, über welche seit einigen Jahren sehr vieles geschrieben wurde; und wenn ich auch im Ganzen nichts anderes sagte, als was darüber schon mehrere vor mir gesagt haben, so wird es dir doch nicht unangenehm seyn, liebster Karl, auch meine Meinung zu hören — vielleicht habe ich doch hier und dort einen Einfall, auf welchen noch niemand vor mir gekommen ist. —

Vorsetzlicher Mord ist allerdings ein Verbrechen wofür der Menschheit schaudert, um so mehr, wenn dieser an einem unschuldigen — hilf- und wehrlosen Kinde verübt wird: aber noch weit gräßlicher und schaudervoller ist es für ein Menschenherz, wenn es die Mutter, und die Mörderin des Kindes in einer und derselben Person vereiniget sieht. In diesem Falle empört sich die ganze Natur, und man verliert sich in einem Meere von traurigen Gedanken und Betrachtungen, wie ein Mensch fähig seyn kann auf eine so unnatürliche Weise auszuarten, und an der eigenen Frucht seines Leibes zum Mörder zu werden. Um sich nun aus diesem Labirinthe herauszufinden ist schlechterdings nöthig, daß man mit kaltem Blute, und unbefangenem Sinn die Ursachen suche, welche ein so unnatürliches Verbrechen im menschlichen Herzen zu erzeugen fähig seyn können.

So schwer es bey'm ersten Anblicke scheint sich einen Begriff davon zu machen, wie eine Mutter ihr eigenes Kind zu ermorden fähig seyn kann, so leicht läßt sich dieses begreifen, wenn man mit mehrerer Zusammenfassung denen Ursachen des Kindermordes nachspürt. Bittere Verachtung und unauslöschliche Schande, welche zum Falle gekommene Mädchen mit Grunde fürchten und vor-

voraussehen — namenloses Elend, welches gemeiniglich das Loos solcher unglücklichen Mütter ist, sind unwiderleglich die einzigen und wahren Ursachen, welche diese Armseligen zu der abscheulichen That, Mörderinnen ihrer Kinder zu werden, hindrängen. Leidet jedes Weib, so oft es niederkömmt, phisische Schmerzen, so leidet ein unglückliches Mädchen, das Mutter wird, phisische und moralische Schmerzen zugleich: denn was sind vor Augen liegende Schande, Verachtung, Elend, Gewissensbisse anders, als moralische Schmerzen, die das menschliche Herz unendlichmal mehrer zerfleischen — unendlichmal schrecklicher quälen, als alle phisischen Schmerzen eines gebährenden Weibes. Ein Weib vergißt in dem Augenblicke, in welchem ihr der holde Anblick ihres neugebohrnen Kindes zu Theile wird, aller erlittenen Schmerzen, und labt sich an diesem wonnevollen — seligen Anblicke: aber das unglückliche zum Falle gebrachte Mädchen schaudert vor dem Anblicke ihres neugebohrnen Kindes zurück, weil es in deßen Daseyn die Ursache von tausendfacher Schande und Elend erblickt. Noch regt sich die Natur in ihrem Innern — noch behält Mutterliebe einige Minuten die Oberhand: aber plötzlich stürmt der Gedanke in ihre Seele, daß dies Kind der Zeuge ihres Fehltrittes seyn würde — eines Fehltrittes, den ihr niemand verzeihen — welcher sie in den Augen ihrer Mitmenschen mit lebenslänglicher Schande und Verachtung brandmarken würde; gränzenloses Elend der Zukunft zeigt sich der Unglücklichen ebenfalls in diesem Augenblicke, wie in einem Spiegel, in den mannigfaltig schrecklichsten Gestalten; das Bild ihres schändlichen Verführers, welcher sie hohnlächelnd von sich stieß, oder durch seine Flucht der Schande und

dem

dem Elende preiß gab, schwebt ihr unaufhörlich vor Augen; Wehmuth und Verzweiflung drückt ihr das Herz zusammen, daß sie kaum Athem zu holen vermag; alles ist Finsterniß um sie her, und so in dem schrecklichsten Drange von Verzweiflung mordet sie ihr Kind, um mit der Ursache ihrer Schande, und ihres Elendes, Schande und Elend zu vertilgen, und diesen dadurch zu entgehen. Sieh' Karl! dies ist die gräßliche Geschichte — dies sind die wahren Ursachen so manches Kindermordes.

Unmöglich ist's einem wahren Menschenfreunde die Ursachen eines Uebels zu wissen ohne dabei den Wunsch, dem Uebel abzuhelfen, aus vollem Herzen zu äußern. Laß' uns demnach auf heilsame Mittel, dem scheußlichen Laster des Kindermordes Einhalt zu thun, sinnen, liebster Karl, nachdeme wir die leidigen Ursachen gefunden haben, welche dieses Laster hervorzubringen vermögend sind!

So bald bittere Verachtung, und unauslöschliche Schande aufhören werden das Loos unglücklicher zum Falle gekommener Mädchen zu seyn — so bald man auf Mittel sinnen wird, solche unglückliche Geschöpfe dem sie erwartenden Elende zu entreissen; so bald wird auch das unnatürliche Laster des Kindermordes aufhören unter den Menschen zu wohnen, oder wenn es sich auch alsdann noch hier und dort blicken läßt, so verdient es mit unnachahmlichen Strafen vertilget zu werden; denn alsdann ist dieses Laster teuflische — unverzeihliche Bosheit. Um nun die Ursachen des Kindermordes, und mit diesen den Kindermord selbst auf die Seite schaffen zu können, ist vor allem nöthig, gewisse Unterschiede zu machen, welche von jeher nicht einmal von wenigen einzelnen Menschen,

schen, ich will nicht sagen von ganzen Gerichtsstellen, gemacht worden sind. Unglückliche Geschöpfe, welche, von Liebe oder Verführung dahingerissen, zum Falle kamen, werden mit feilen unzüchtigen Dirnen von dem erprobt lüderlichsten Lebenswandel in Eine Klasse gesetzt, und gemeinschaftlich mit dem schändlichen Namen, Hure, belegt; ja es ist nicht selten der Fall, daß Letztern, besonders wenn solche in vornehmen Konnexionen stehen, (*) oder wenn sie ihre schändliche Lebensart einigermassen zu verbergen wissen, noch obendrein mit äußerlicher Achtung begegnet wird, indessen man unglücklichen zum Falle gekommenen Mädchen, von welchen man vor diesem Fehltritte nie etwas Arges zu denken Ursachen hatte, auf der Stelle alle Achtung entzieht — sie mit der herzzerfleischendsten Verachtung — mit dem quälendsten Spotte behandelt, und ihnen wohl gar das Mitleid und die Hilfe, auf welche jeder Unglückliche mit Recht Ansprüche machen kann, versagt. Wie unsinnig — wie grausam ist dieses! Hier ist also der erste Fall, wo ein vernünftiger und menschlicher Unterschied gemacht werden muß. Lasterhafte — feile Dirnen, welche öffentlich, oder einigermassen heimlich, das Laster der Unzucht um Geld oder Geldeswehrt treiben — welche es größtentheils einer teuflischen vermaledeiten Kunst zu verdanken haben, daß sie keine Kinder bekommen — welche sich vielleicht, während ihres lastervollen Lebens, wohl zehnmal eines Kindermordes in ihrem eigenen Leibe schuldig gemacht haben, sind keineswegs mit denenjenigen unglücklichen Geschöpfen, welche im Taumel der Leidenschaft, oder durch gottlose Kunstgriffe der Verführung zum Falle kamen, in eine

(*) Welches sehr oft der Fall zu seyn pflegt. —
Anmerk. des Verfassers.

Eine Klasse zu setzen, ohne des größten und unverzeihlichsten Unrechtes sich schuldig zu machen.

Nie kann mit Recht und Billigkeit ein einziger Fehltritt verdammen — ein Fehltritt, welcher der menschlichste von allen ist, die man sich denken kann — nie kann mit Recht und Billigkeit menschliche Schwachheit wie das Laster angesehen und bestraft werden. Heilige Zusagen der Ehe sind gemeiniglich der Preiß, um welchen der hämische — gottlose Verführer die Unschuld des Mädchens raubt. Wer ist nun hier strafwürdiger, das unglükliche Mädchen, das von dem Schandbuben, ihrem Verführer, sich täuschen ließ, oder dieser elende — nichtswürdige Sklave der Wohllust, der die Unglückliche täuschte, und nun seine heiligen Schwüre läugnet? Ha! und ist es nicht wider alle Menschlichkeit, solche unglückliche — armselige Geschöpfe, welche ohnehin schon durch einen unseligen Fehltritt gestraft genug sind, noch mit besondern entehrenden Strafen zu belegen? Dies ist also der zweyte Fall, wo ein vernünftiger und menschlicher Unterschied gemacht werden muß. Auf einem vernünftigen Unterschiede in diesen beiden Fällen also beruhet im Ganzen das sicherste Mittel dem unnatürlichen Laster des Kindermordes Einhalt zu thun, und ich könnte es nun dabey bewenden lassen, diesen höchstnöthigen Unterschied nachdrücklichst zu empfehlen: aber ich habe mir vorgenommen, mich über die Mittel gegen das Laster des Kindermordes etwas auseinander gesetzter zu erklären.

Die Religion ist es, welche uns zuerst lehret mit den Schwachheiten unserer Mitmenschen Mitleid und Nachsicht zu haben; die geistliche Obrigkeit muß also hier der weltlichen mit einem edlen Beyspiele der Menschlich-

keit

keit vorangehen. Die Rede ist hier von denen öffentlichen Kirchenbußen, welchen sich noch an manchen Orten, und auf mannigfaltige Art, zum Falle gekommene Mädchen unterwerfen müssen. Außerdeme, daß solche Strafen bey'm gemeinen Haufen mehr einen schaudervollen Abscheu gegen den Bestraften, als gegen das Laster hervorbringen, ist es gewiß, daß die Beschimpfung vor einer ganzen Gemeine mehr verschlimmert, als verbessert, weil dadurch in dem Herzen des Bestraften alle Empfindungen von Scham vollends vertilget werden und in den Herzen der Zuschauer der böse unchristliche Wahn befestiget wird, daß Härte und Unbarmherzigkeit gegen den Fehlenden, besonders von dieser Art, löblich, und Gott angenehm seye. Alle Arten von öffentlichen Kirchenbußen gegen unglückliche, von Verführung und Leidenschaft unterjochte Geschöpfe müssen also von der geistlichen Obrigkeit abgeschafft werden, und damit wird diese der weltlichen ein edles — aufmunterndes Beispiel geben, wie das Laster des Kindermordes in seinen Grundfesten zu erschüttern, und, nach und nach, vollends aus der Menschheit zu vertilgen seye. Dieser Umstand ist's, welcher, wenn das was die weltliche Obrigkeit alsdann thut von Nutzen seyn soll, nothwendig an allen denjenigen Orten vorangehen muß, an welchen die öffentlichen Kirchenbußen für derlei Vergehungen noch im Gebrauche sind: denn der gemeine Haufe sieht sich bey allen Fällen zuerst nach seinen Priestern um. und dasjenige, was er diese thun sieht, ist ihm unwiderlegliches Recht, und ein Gesetz, dem er sich gern und blindlings unterwirft, da ihn hingegen die weltliche Obrigkeit oft beinahe bey den Haaren zur Vollziehung auch der heilsamsten Gesetze und Verordnungen ziehen mus.

Wenn nun die geistliche Obrigkeit das Ihrige bey dieser heilsamen Sache gethan hat, so muß auch die weltliche das Ihrige thun.

Es ist schon überhaupt zweckwidrig, das Laster, oder irgend ein Vergehen, am Geld abzustrafen, weil auf diese Art jeder Reiche in den Vortheil gesetzt ist, seine Laster und Vergehungen mit Geld gleichsam ungeschehen zu machen, und folglich sich nicht zu bessern braucht, so lange er Geld genug hat seine Vergehungen bezahlen zu können. Wenn man nun vollends auf Vergehungen, von welchen hier die Rede ist, Geldstrafen legt, so wird die Sache noch zweckwidriger und häßlicher, weil es dann das Ansehen gewinnt, als wenn sich der Staat von den Sünden und Uebelthaten seiner Innwohner bereichern wollte: zudeme ist es auch sinnlos und lächerlich ein Vergehen dieser Art mit Geld gutmachen, und büßen zu lassen. —

Ungleich zweckwidriger — von ungleich traurigern Folgen sind die Gefängniß und Zuchthausstrafen, womit an vielen Orten unvermögende zum Falle gekommene Mädchen belegt werden. Für's Erste ist es sinnlos und wider alle vernünftige Proportion zwischen Geld und Zuchthausstrafe ein Verhältniß zu setzen, und doch ist dieses hier der Fall. Für's Zweite gebührt Zuchthausstrafe nur dem zaumlosen — ausgeschämten Verbrecher, nicht aber einer Unglücklichen, welche aus bloßer menschlicher Schwachheit fehlte. Für's Dritte sind solche unglückliche — arme Weibspersonen, welche einige Monate lang eingesperrt werden, und diese Zeit über zur Strafe, folglich umsonst, für das Allgemeine arbeiten müssen, bey ihrer Loßlassung gemeiniglich außer Stand

gesetzt, die unglückliche Frucht ihres Fehltrittes zu ernähren.

Wenn man nun zu allem diesem noch die bittere Verachtung, welche diese unglücklichen Geschöpfe nach einer solch' schimpflichen Strafe, mehr noch als vorher, auszustehen haben, sich hinzudenkt; so geräth man ja beinahe in die Versuchung zu glauben: man denke vielmehr auf Mittel den Kindermord zu befördern, als zu vertilgen. Um also das Letztere mit gutem und heilsamem Erfolge in's Werk zu setzen, sind, meines Dafürhaltens, folgende Verhaltungsweisen, und Verordnungen unumgänglich nöthig.

Bey schwerer Strafe muß es von Obrigkeits wegen verbothen seyn, ein das erstemal zum Falle gekommenes Mädchen mit dem schimpflichen Namen, Hure, zu belegen! denn nimmermehr, wie gesagt, verdient eine Unglückliche diesen schändlichen Namen, welche durch gottlose Verführung, oder überströmende Liebe zum Falle kam.

Allen öffentlichen lieblosen Vorwürfen — aller Verachtung und Beschimpfung gegen so eine Unglückliche muß Einhalt gethan, und darauf, ohne Unterschied des Standes, ebenfalls eine schwere Strafe gelegt werden.

Es muß scharf darauf gesehen werden, daß sich's keine Familie, vom höchsten biß zum niedrigsten Stande, erlaube, eine solche Unglückliche zu verstossen, oder sie mit bitterer Verachtung zu behandeln.

Die an vielen Orten, besonders in Oberschwaben, ausgezeichnete Kleidungsstücke solcher Unglücklichen müssen abgeschaft werden.

Jeder treulose Verführer so einer Unglücklichen muß auf's schärfeste angehalten werden, derselben alle mögliche Genugthuung zu verschaffen, und dieses kann nicht besser — nicht zweckmäßiger ins Werk gesetzt werden, als durch das Band der Ehe. Der Verführer muß, ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen, dahin angehalten werden, die unglückliche Verführte zu ehlichen; er hat ihr einen Theil ihrer Ehre geraubt, er ist also verbunden, ihr denselben durch eine gesetzmäßige Ehe wieder zurückzugeben.

Fällt nun diese Ehe übel aus — will der gezwungene Ehemann seine Gattin quälen, oder verächtlich behandeln, so muß die Obrigkeit sich abermals in's Mittel legen, und wenn dieses nichts fruchten will, so werde diese Ehe wieder geschieden, und der Ehemann seye in diesem letzten Falle verpflichtet, seiner von ihm getrennten Gattin die Hälfte seines Vermögens zu einiger Genugthuung zu überlassen. Dieß ist die Proportion, welche im Strafen bey solchen Vergehungen beobachtet werden muß; dem Verführer gebührt Strafe, der Verführten Mitleid. Sollten sich übrigens zuweilen Fälle begeben, wo das verführte Mädchen sich sträubte, ihrem Verführer die Hand zu geben, selbst wenn sich dieser gern und freywillig dazu verbände; so ist es ein gewisses Zeichen, daß nicht heißes — zärtliches Sehnen nach dem Besitze ihres einzig Geliebten, sondern blos ein wohllüstiger Trieb nach thierischem Genusse sie zum Falle gebracht habe, und in diesem Falle ist das Mädchen der Strafe und Verachtung preiß zu geben, welche sie verdient. Außerdeme ist dem Mädchen Muth durch die Versicherung einzuflößen, daß man sie gegen alle fernere Gewaltthätigkeit und Treulosigkeit ihres Verführers schützen werde, wenn sie sich ent-

schlöße, ihm ihre Hand zu geben: indessen ist ihr, in dem Falle daß sie wichtige Gründe hätte, sich gegen diese Verbindung zu sträuben, die freie Wahl zu überlassen, nur der Verführer ist auf alle Fälle dazu anzuhalten, die Verführte zu ernähren und zu versorgen.

Ferners müssen unglückliche zum Falle gekommene Mädchen in dem Falle, daß sie arm und hilflos sind, und daß es ihr Verführer ebenfalls ist, oder sich durch die Flucht gänzlich entzogen hat, geschützt und unterstützt werden. Ist Verführer und Verführte arm und aussichtenlos, so muß die Obrigkeit das Mädchen aussteuern, und dem Verführer, der nun ihr Gatte wird, Erwerb, und folglich Unterhaltung verschaffen. Hat der Verführer sich durch die Flucht entzogen, und die Verführte ist unvermögend sich und ihr Kind zu ernähren, so muß die Obrigkeit ebenfalls für die Aussteuer der Unglücklichen sorgen, und einen Preiß darauf setzen, wer sich zuerst hervor thut sich des Mädchens anzunehmen, oder sich mit solchem ehlich zu verbinden. (*)

Ein unehlich erzeugtes Kind mit dem schimpflichen, und keinem Menschen zukommenden Namen, Bastard,

 zu

(*) Ich vermuthe, daß hier Einwendungen meiner warten, welche, wenn sie gegründet wären, mich unter die Zahl bloßer Ideenkrämer setzen würden: aber ich sehe diesen Einwendungen muthig und unerschrocken entgegen; denn ich bin fähig zu beweisen, daß dasjenige, was ich hier von Aussteuerung armer zum Falle gekommener Mädchen gesagt habe, nicht idealisch, also ausführbar ist, so bald es einem Fürsten, oder jeder andern Obrigkeit wahrhaft darum zu thun ist jedem Uebel im Staate abzuhelfen, und glückliche Unterthanen zu haben. Ich werde dann auch einen Fond zeigen, woraus wohl noch

zu belegen, oder es mit Verachtung zu behandeln, muß bey schwerer Strafe verbothen werden. Auch muß sich die Obrigkeit solcher unschuldiger Opfer eines unglücklichen Fehltrittes annehmen, wann deren Aeltern hierzu zu unvermögend sind, oder der unnatürliche Vater selbe, sammt der unglücklichen Mutter, auf ewig verlassen hat.

Diese nun sind unstreitig die zweckmäßigsten Mittel, dem gräßlichen Laster des Kindermordes Einhalt zu thun, und solches ganz aus der Menschheit zu tilgen, ja ich wollte alles, selbst mein Leben, dafür verpfänden, daß wir in fünfzig Jahren nicht zehn Kindermorde erleben würden, wenn diese Mittel dagegen allenthalben angenommen, und angewendet würden. Wirkungen setzen jedesmal Ursachen voraus; werden nun die Ursachen weggeräumt, so werden auch die Wirkungen anfhören. O wie heiß — wie sehnlich wünscht jeder wahre Menschenfreund, und ich mit ihm, daß man endlich einmal allenthalben aufhören möchte, durch die Schaude, Verachtung, und Niederbeugung unglücklicher, aus Schwachheit, Leidenschaft, und Verführung fehlender Geschöpfe, den Kindermord mittelbar zu befördern, und daß man vielmehr durch menschliche Behandlung solche unglückliche Geschöpfe daran erinnere, selbst Menschen zu seyn! Man würde dann nichts mehr von dem gräßlichen Laster des Kin=

noch andere Ausgaben, als blos diese, bestritten werden können. Diejenige aber, die mir vielleicht die Einwendung machen könnten, daß auf solche Art der Staat geflissentlich lüderliche Unterthanen ziehe, und das Laster unterstütze, bitte ich, mich mit ihrer Einwendung gütigst zu verschonen, weil dieselbe zu wenig Menschlichkeit, und sogar zu wenig Politik in sich hält, als daß sie einer Antwort würdig wäre. —

Anmerk. des Verfassers.

Kindermordes hören; und sollte auch dann noch hier und dort eine unnatürliche Mutter auf den unmenschlichen Einfall, ihr Kind zu tödten, gerathen, so werde ihr die schmerzlichste und härteste Strafe zu Theil, welche eine vorsätzliche Mörderin, die (ohne von Verhältnißen zu einer solchen That gleichsam hingedrängt zu seyn) mit unsinniger und unnatürlicher Grausamkeit in ihren eigenen Eingeweiden wüthet, mit Recht und ohne Nachsicht verdient.

Hier lege ich die Feder nieder, und überlasse es nun dir, liebster Karl, meine Gedanken und Meinungen über diese Materie zu prüfen, und zu beurtheilen. Und so schließe ich dann für heute, weil es bereits spät ist, und weil ich morgen wieder frühzeitig weiter zu reisen gesonnen bin, mit der oft wiederholten, aber niemals genug zu wiederholenden Versicherung, daß dir mit zärtlichster Liebe stets ergeben verbleibet

Dein

Freund

Eduard Waller.

Vierzehnter Brief.

A* Am 30ten des Maien 77 —

Ein Brief, den ich heute von meinem lieben J** (deßen Geschichte ich dir, liebster Karl, in dem ersten Briefe, während meiner Reise mitgetheilt habe (*) erhielt, giebt mir Stoff mich mit dir über einen Gegenstande zu unterhalten, welcher ungemein wichtig ist, so unbedeutend er dem größten Theile der Menschen scheinet, und so gleich-

(*) Siehe davon im 2ten Briefe dieses Werkes.
Anm. des Verf.

gleichgültig er eben darum von demselben behandelt zu werden pflegt.

Ich würde dir die Kopie von dem Briefe meines Freundes J** hiehersetzen; aber da die ganze erste, und ein Theil der zweiten Seite dieses Briefes bloß in enthusiastischen, und also größtentheils übertriebenen Danksagungen, für das was für ihn zu thun in meinen Kräften stand, besteht, so würde diese Kopie in meinem Briefe all' zu vielen Platz einnehmen, und ich will also bloß dasjenige von dem Innhalte hier einrücken, was mir Anlaß gab, über den erwähnten Gegenstand besondere Betrachtungen anzustellen.

..... „Sie sind's, edler — verehrungswürdiger „Freund, welcher mich aus dem Schlamme des Elendes „emporhob' — dem ich's zu verdanken habe, daß ich nun „Brod und reichliches Auskommen für all die Tage mei„nes Lebens habe: Sie sind also, nebst der allgütigen „Vorsehung, der unmittelbare Schöpfer meines Glü„ckes! Aber nun sollen Sie, edler Mann, die entzü„ckende Nachricht von mir hören, daß Sie auch der mit„telbare Urheber meines Glückes geworden sind! Ich „sage, die entzückende Nachricht; denn entzücken muß es „den Menschenfreund, wenn er die herrlichen Früchte „seiner edlen Handlungen siehet.

„Bald nachdeme ich, durch Ihre liebevolle Em„pfehlung an Ihren würdigen Freund H***, und durch „deßen nachdrückliche Verwendung, eine Hofkammer„rathsstelle erhalten hatte (*), lernte ich die liebenswür„dige Tochter des Hofrath F**'s kennen — ein Mädchen, „das so ganz für die Seele Ihres J**'s geschaffen ist.

Sie

(*) Siehe die Nachschrift des 4ten Briefes.

Anm. des Verf.

„Sie kennen nun diesen Engel von Mädchen vermuthlich „selbst, liebster — verehrungswürdiger Freund, und „ich bin also einer Schilderung überhoben, welche ohne„hin äußerst unvollkommen gerathen seyn würde, da selbst „die Feder eines Petrarcha dieses vortreffliche Mädchen „nur unvollkommen schildern könnte.

„Seelen, welche durch die unsichtbaren Bande der „Simpathie aneinander gekettet sind, erkennen sich „bey'm ersten Anblicke; ein Satz, von welchen ich, „wenn ich auch jemals an deßen Gründlichkeit hätte zwei„feln können, bey meinem ersten Zusammentreffen mit „Fräulein F** hätte überzeuget werden müssen. Diese „Voraussetzung, liebster Freund, läßt Sie nun gewiß, „ohne langes Nachdenken, alles errathen, was ich Ih„nen noch zu schreiben hätte, und ich will Sie also nicht „mit der Beschreibung aufhalten, wie ich erst der zärt„lichste Freund, und bald darauf der heißeste — glück„lichste Liebhaber des vortreflichsten Mädchens geworden „bin: diese Beschreibung behalte ich mir vor, Ihnen, „bey Ihrer Zurückkunft in Ihre liebe Vaterstadt, an „dem Busen meines englischen Weibchens zu geben. Ja „so ist's, liebster — verehrungswürdiger Freund! Mit „vor Wonne zitternder Hand theile ich Ihnen hier die „Nachricht mit, daß ich Wilhelminen F** nach wenigen „Wochen auf ewig mein, und mich den glücklichsten „Gatten werde nennen können.

„Vorgestern habe ich von dem würdigen Vater mei„ner Minna die Einwilligung zu dieser Verbindung er„halten, und in 4 Wochen wird die Hand des Priesters „unsere Hände feyerlich vor dem Altare verbinden — nur „unsere Hände; denn unsere Herzen knüpfte das Band

„der rein'sten — heißesten Liebe in demselben Augenblicke „schon unauflöslich zusammen, in welchem sich unsere „Seelen zum Erstenmale in unsern Blicken sprachen.

„Hier also, edler — verehrungswürdiger Freund, „sind Sie auch der mittelbare Schöpfer meines Glückes „geworden, und mein heißer — glühender Dank dafür „wird, u. s. w.

Dieses, liebster Karl, ist derjenige Theil des Briefes von meinem lieben J**, welcher mich in tiefes Nachdenken versenkte und für diesmal den Anlaß zu einem Briefe an dich, mein Bester, gab.

Nicht die überspannten Danksagungen und Lobeserhebungen J**'s — nicht die, beynahe im Romanenstile verfaßte, Nachricht von dessen Liebe, und nahe stehenden ehlichen Verbindung mit der wahrhaft liebenswürdigen Tochter des Hofraths F** sind die Gegenstände, worüber ich dir meine Betrachtungen mitzutheilen habe: Nein; in Betrachtungen über den Ehestand überhaupt, und in wie fern derselbe glücklich, oder unglücklich genennet werden kann, bin ich, nach Durchlesung des Briefes von meinem guten — glücklichen J**, versunken, und diese Betrachtungen werde ich dir itzt mittheilen, liebster Karl!

Um die süßen — himmlischen Freuden eines glücklichen Ehestandes zu genießen, ist vor allem nöthig, daß man gut wähle, und den gewählten Gegenstand mit ungetheilter — gränzenloser Zärtlichkeit liebe. Ich werde also hier zuerst diejenigen Vorzüge zeigen, auf welche, meines Dafürhaltens, bey der Wahl einer Gattin hauptsächlich die Blicke gerichtet seyn müssen, und dann diejenige Empfindung schildern, welche in meinen Augen eigent-

gentlich den Namen, ächte zärtliche Liebe, verdienet. Habe ich nun diese beyden Fälle gehörig und gründlich zergliedert dargestellet, so werde ich dann auch die wechselseitigen Pflichten von Gatte und Gattin abhandeln, und am Ende zeigen, wie eine Ehe beschaffen seyn müsse, um mit Grunde glücklich genannt werden zu können.

Traurig ist's, daß man von jeher bey der Wahl eines Standes so leichtsinnig, oder unzweckmäßig zu Werke gieng, welcher nicht nur unser eigenes lebenslängliches Wohl, sondern sehr oft sogar das Wohl unserer Nachkommen bestimmet. Ehrgeizige, oder eigennützige Absichten auf Seiten der Aeltern, oder schwärmerische — leidenschaftliche Ausbrüche auf Seiten der Kinder sind's größtentheils, welche das Band der Ehe knüpfen, und dieses allein ist die wesentliche Ursache so unzählig vieler unglücklichen Ehen, welche wir an allen Ekken und Enden der Welt antreffen. Ich will mich nun, um eine zu große Weitläuftigkeit zu vermeiden, hier nicht insbesondere über die Wahl der Aeltern, oder ihrer Kinder ausdehnen, sondern mich nur überhaupt darauf einschränken zu erklären, auf was für Eigenschaften und Vorzüge man, meines Dafürhaltens, hauptsächlich bey der Wahl einer Gattin sehen müsse, um eine glückliche Wahl zu treffen.

Eine Gattin ist eine Gesellschafterin und Gehülfin des Mannes auf der oft mehr, oft minder müheseligen Wanderschaft durch's Leben; es folgt also daraus der natürliche Schluß, daß man beynahe nicht vorsichtig genug in der Wahl dieser Gesellschafterin seyn kann.

Wenn ich ja nur eine, in Rücksicht auf die ganze Lebenszeit, kurze, aber gefahr- und sorgenvolle Reise zu

thun

thun habe, so ist es mir ein süßer — unendlich lindernder Trost, einen Freund zum Gesellschafter zu haben, welcher mir die Gefahren und Beschwerlichkeiten der Reise tragen hilft, und mir solche durch seinen liebevollen Rath und Beistand erleichtert: um wie viel mehr also muß mich der Gedanke aufrichten und erquicken, einen solchen liebevollen Gesellschafter für die oft lange, und mühselige Reise des Lebens zu haben? Diesen Gesellschafter nun in seiner künftigen Gattin zu finden, ist eine vernünftige, und von aller schwärmerischen, oder tobenden Leidenschaft freye, Wahl nöthig, so wie ich diese itzt vorschlagen werde.

Tugend, Schönheit, und Reichthum findet man in Romanen, sehr selten aber auf unserm Erdballe, in einer, und derselben Person vereiniget. Der vernünftige Mann weiß dieses, und ist also nicht so kapriziös alle diese Eigenschaften, und in ihrer ganzen Vollkommenheit, in seiner künftigen Gattin vereinbart zu verlangen; er ist zufrieden, wenn sie die erste dieser Eigenschaften in vollem Maaße, und von den beyden andern so vieles besitzt, als vonnöthen ist, um das Glück eines Gatten zu vervollkommnen. Schönheit ist eine Blume, und der vernünftige Mann vergißt nie, daß Blumen verwelken: er wünscht sich also an seiner künftigen Gattin nur so viel von phisischen Reizen, als sie haben muß, um das Feuer der platonischen Liebe im̄er in seinem Herzen zu unterhalten, (*)

und

(*) Es ist wohl keinem Zweifel, oder Widerspruche mehr unterworfen, daß (besonders in derley Fällen) phisische Eindrücke im menschlichen Herzen die moralischen unterstützen müssen, wenn letztere darinn gedeihen, und Früchte tragen sollen. — Anmerk. des Verfaßers.

und dazu ist, meines Dafürhaltens, eine feine angenehme Bildung ungleich mehr geschickt, als eine vollkommen regelmäßige Schönheit: denn die erste gießt eine süße, und anhaltende Empfindung in unser Innerstes, und füllt es immer mehr und mehr damit aus, da uns hingegen letztere despotisch den Tribut einer staunenden Bewunderung abzwingt, und dabei gemeiniglich das Innere unsers Herzens leer läßt. Reichthum ist ein Ding, nach welchem der vernünftige Mann nie geizet; er verlangt also nach keiner reichen, sondern nach einer Gattin, welche bloß so vieles Vermögen besitzt, als nöthig ist, um, mit dem Seinigen vereinbart, beide standesmäßig ernähren zu können. Ist er selbst mit hinlänglichem Vermögen begabt, so denkt er zu erhaben, um nach mehrerem zu geizen, und in diesem Falle hindert ihn die Dürftigkeit eines tugendhaften Mädchens nicht, solches zur Gesellschafterin seines Lebens zu wählen. Tugend also ist es allein, was ein rechtschaffener und vernünftiger Mann an seiner künftigen Gattin verlangt; aber diese muß ein Mädchen im hohen Grade besitzen, wenn es auf das Glück seine Gattin zu werden Ansprüche zu machen gedenkt.

Hier wäre nun die Wahl einer Gattin schon entschieden, wenn ich es dabei bewenden lassen wollte, in das Wort, Tugend, alle Eigenschafften einer Gattin einzuschließen: da aber der Plan, einen wahrhaft glücklichen Ehestand zu schildern, erfordert, von dieser Wahl umständlicher zu sprechen, so ist nöthig das Wort, Tugend, zu zergliedern, und die mannigfaltigen Bestandtheile anzuzeigen, welche zusammen den Verstand des Wortes, Tugend, ausmachen; das heißt: ich muß all' die besondern moralischen Vorzüge erklären, welche

einem tugendhaften Mädchen eigen sind, und ihre eigentliche Tugend in ein noch herrlicheres Licht setzen, um dadurch bestimmen zu können, auf was man bey Wählung einer Gattin hauptsächlich seine Blicke gerichtet seyn lassen mus.

Gesunder - schlichter Menschenverstand ist für eine gute Gattin und Hausmutter genug; nur äußerst selten glückt es, daß man bey einer gelehrten, oder sich gelehrt dünkenden Frau eines glücklichen Ehestandes sich zu erfreuen hat: aber das Herz eines Mädchens ist es, welches die Feuerprobe aushalten mus, wenn eine künftige Ehe glücklich seyn soll. O, vor allem, ihr Jünglinge, prüfet die Herzen derjenigen, welche ihr zu Gesellschafterinnen eures Lebens zu wählen gesonnen seyd! So möchte ich allen unerfahrnen Jünglingen zurufen. Ich habe nicht ohne Ursache so eben gesagt: das Herz eines Mädchens müsse die Feuerprobe aushalten, wenn eine ehliche Verbindung mit demselben von glücklichen Folgen seyn soll; ich habe dieses mit gutem Vorbedachte gesagt, weil wir nur zu reich an Erfahrungen sind, welche uns lehrten, daß Verstellung eine hauptsächlich dem weiblichen Geschlechte anklebende Untugend ist. O wie oft glaubt man ein Mädchen mit dem besten — sanftesten Herzen gewählt zu haben, und bekömmt an ihr eine Furie, die einem all' die Tage des Lebens verbittert, und zur Hölle macht! (*) Das Herz eines Mädchens ist's also, welches vor allem auf's genaueste

(*) Wem dieses zu übertrieben, oder gar grundlos scheint, dem dient hiemit dafür zum Beweiße: daß der Verfasser länger als ein Jahr mit einem Frauenzimmer Umgang hatte, welches nicht nur ihn selbst mit ihrer verstellten Sanftheit bethörte, sondern sich bey allen Personen, die es nur obenhin kannten, den Na-

sie geprüfet werden muß, und ist dieses wahrhaft sanft und gut: O! dann besitzt das Mädchen den schönsten aller moralischen Vorzüge, um eine gute Hausmutter zu werden, und ihr Karakter bedarf bloß noch einiger moralischer Verzierungen (wenn ich mich so ausdrücken darf) um auch eine angenehme und liebenswürdige Gattin zu seyn.

Was nun diese der Tugend und dem guten Herzen untergeordnete Vorzüge, welche ich so eben die moralischen Verzierungen eines weiblichen Herzens genannt habe, betrift, so läßt sich hier der bekannte Spruch sehr treffend anwenden: de gustibus non est disputandum. Darinn sind alle vernünftige Männer einig, daß Tugend, und ein gutes - sanftes Herz die Hauptvorzüge seyen, worauf man bey Wählung einer Gattin sehen müsse.

Namen des sanften — gutmüthigen Fräuleins erworben hatte: das aber der Verfasser einst durch einen besondern Zufall zu überraschen Gelegenheit hatte, wo er dann das von jedermann wegen seiner Sanftheit gerühmte Fräulein, wie das ungezogendste Wäscherweib fluchen und schimpfen hörte, und dabei kaum seinen Augen und Ohren zu trauen sich überreden konnte. Dies ist zwar nur ein einziges Beispiel, und man könnte den Einwurf machen, daß dieses noch nicht Kraft genug habe, für obigen Satz zu beweisen: ich versichere aber, daß all' diejenigen, welche dies Fräulein, und ihre feine Verstellungskunst, welche in unmerklichen Gradationen von Sanftheit biß zur kindischen Unschuld stieg, gesehen, und dann mit dem Verfasser Gelegenheit gehabt hätten, ihren wahren ungestümmen Karakter kennen zu lernen, gewiß eingestehen müßten, daß obiger Satz mit diesem einzigen Beispiel hinlänglich bewiesen seye.

Anmerk. des Verf.

se, um glücklich zu wählen: übrigens aber hat jeder seinen eigenen Geschmack, je nachdem ihm sein Temperament, oder seine genossene Erziehung solchen eingiebt. Dieser wünscht sich z. B. zur Gattin ein sanftes — stilles Geschöpf, jener ein rasches — munteres Weibchen; dieser wünscht eine Liebhaberin der Musik, jener eine Freundin der Lektüre, ein Dritter beydes in seiner künftigen Gattin vereiniget, u. s. f. Was mich betrift, so würde ich mir, wenn ich jemals zu heirathen mich entschlöße, ein Mädchen zur künftigen Gattin wählen, das mit einem tugendhaften unschuldigen Herzen jene sanfte Munterkeit — jene geräuschlose Thätigkeit verbände, welche an einer jungen Hausmutter unendlich mehr entzükt, als die rasche Lustigkeit, und jener männerähnliche Heroismus im Thun und im Handeln, welche beyde man mehr bewundert, als liebet.

Ich denke nun hinlänglich gezeiget zu haben, auf was man bey der Wahl einer Gattin hauptsächlich die Blicke gerichtet lassen müsse, wenn solche gut und glücklich ausfallen soll; und ich will nun auch diejenige Empfindung schildern, welche in meinen Augen den Namen ächte — zärtliche Liebe, eigentlich verdienet.

Liebe kann die Ursache zur immerwährenden Qual des Lebens werden, so wie sie zur höchsten Stufe von menschlicher Glückseligkeit erheben kann. Es muß also die wichtigste und angelegentlichste Sorge eines guten — weisen Jünglinges seyn, sorgfältig über seinem Herzen zu wachen, und diesen ihm, und allen Menschen vom Schöpfer eingepflanzten Trieb nicht zu unterdrücken, wie dies einige strenge mit den menschlichen Empfindungen unbekannte Moralisten verlangten, sondern ihn am

Leitbande

Leitbande der Tugend und Vernunft zu führen. Lichtwer sagt in seinem Rechte der Vernunft sehr schön und richtig:

„Der Leidenschaften Art vergleicht sich muntern Pferden,
„Im Zaume sind sie gut; wild, wenn sie ledig werden. (*)"

Sobald die Aeußerungen der Liebe tumultuarisch und ungestümm sind, so bald in ihren Wirkungen Umstände sich einmischen, welche Vernunft und Tugend mißbilligen; so bald hört auch der Name, Liebe, auf; und es wird ein Unding daraus, das aus Schwärmerei, Empfindelei, und ungestümmen Sinnlichkeitsdrange zusammen gesetzet ist. In diesem Falle gewinnt die tobende Leidenschaft die Oberhand über die Vernunft in dem Herzen des Jünglings — dieser verliert seine guten liebenswürdigen Führerinnen, die Vernunft und Tugend, aus dem Gesichte, und rennt, wie ein wildes zügelloses Pferd, in einen Abgrund, in welchem er dann zu spät einsehen lernt, daß ihn seine Leidenschaft, welche er nicht in denen gehörigen Schranken hielt, irre geführt, und in's Verderben gestürzet hat.

Die wahre Liebe hingegen ist eine sanfte — angenehme auf Tugend und Vernunft gegründete Empfindung, welche sich gegen die wilde tobende Leidenschaft wie ein still dahingleitendes Bächchen gegen den reissenden Waldstrome verhält. Diese Liebe erwärmt und erhebt das menschliche Herz, da die tobende Leidenschaft daßelbe entflammt und niederdrückt. Die Freuden dieser Lie-

(*) Siehe das Recht der Vernunft von M. G. Lichtwern, im 2ten Buche, Seite 44.

Anm. des Verf.

Liebe sind rein ohne Zusatz, und ihr Gefolge ist Heiterkeit und Stille des Gemüthes; und wie könnte es auch anders seyn, da diese Liebe von Tugend und Vernunft geleitet wird? Ein Jüngling, welcher sich diesen weisen Führerinnen überläßt, wird nie einer hoffnungslosen Liebe in seinem Herzen Gehör geben: denn er weiß, daß nichts die Leiden einer hoffnungslosen Liebe übertrifft; er wird die Empfindungen einer solchen unglücklichen Liebe in ihrem allerersten Keime ersticken, weil er weiß, daß das kleinste Flämmchen der Leidenschaft sehr bald zur lodernden Flamme wird, welche nimmermehr zu unterdrücken ist, und den Unglücklichen, in deßen Herze selbe lodert, mit unnennbaren Qualen oft geschwinder, oft langsamer verzehrt. Ein Jüngling, welcher sich diesen weisen Führerinnen überläßt, wird sich auch nie übereilen der Liebe zu einem Mädchen Raum in seinem Herzen zu geben, weil er weiß, wie sehr das menschliche Herz durch fehlgeschlagene Erwartungen gekränket wird, und wie schwer es ist, ein einmal angefachtes Liebesfeuer, selbst wenn man sich in seinen gehabten Erwartungen betrogen sieht, zu dämpfen, und aus dem Herzen zu vertilgen. (*) Vorsicht, und Behutsamkeit begleitet also die wahre Liebe auf allen ihren Schritten, und durch solche erhält diese erst ihren wahren Werth, und kann dann

(*) Ich weis, daß mir hier mancher junge romanhafte Schwärmer einwerfen wird: Liebe seye ein unwillkührlicher Trieb; und es sey' dem Menschen also nicht möglich, diesen oder jenen reizenden Gegenstand nicht zu lieben, wenn einen unwiderstehlicher Liebesdrang dahin ziehe u. s. w. Ich will mich nun nicht in eine weitschweifige Widerlegung dieses falschen, und in so vielen schlechten und schädlichen Romanen biß zum Eckel

dann nicht anders, als von glücklichen und erwünschten Folgen seyn. Daß übrigens die wahre Liebe unzertrennlich von der Tugend seyn müsse, habe ich vorhin schon gesagt, und es versteht sich auch von selbst, daß eine Liebe ohne Reinigkeit und Tugend nie den Namen Liebe verdienet.

Dieses ist nun die Empfindung — dieses ist diejenige wahre — zärtliche Liebe, welche allein fähig ist, den von ihr beseelten Jüngling zu einem glücklichen Liebhaber, und zu einem noch glücklichern Gatten zu machen: denn dieser wird sein Herz nur von einem würdigen, und ihn mit keiner hoffnungslosen Liebe bedrohenden Gegenstande einnehmen lassen; aber ihn dann auch ungetheilt und gränzenlos lieben, weil er diesen Gegenstand täglich der zärtlichsten ungetheiltesten Liebe würdiger findet — täglich neue Vorzüge an ihm entdecket, die sein ganzes Herz mit den süßesten Banden der tugendhaften Liebe an das Herz dieses liebenswürdigen Gegenstandes immer unauflöslicher verknüpfen; und so wird bald aus dem glücklichen Liebhaber ein noch glücklicherer Gatte werden.

Nachdeme ich also gezeigt habe, wie eine glückliche Wahl getroffen werden könne, und diejenige Liebe, welche diesen Namen eigentlich verdienet, beschaffen seyn mus — zwei Stücke, welche nothwendig vorangehen müssen, wenn eine Ehe glücklich seyn soll: so will ich nun zur Hauptsache kommen, und in meinen Betrachtungen über den Ehestand selbst, und inwie fern derselbe mit Grunde

 glück-

Eckel wiederholten Satzes einlassen; sondern statt dessen, nur fragen: Was nützte uns Vernunft, wenn diese den Leidenschaften untergeordnet wäre, und wir uns ihrer gerade da nicht bedienen könnten, wo sie uns am nöthigsten wäre? —

Anmerkung des Verf.

glücklich genennet werden kann, weiter fortfahren.

Das Glück des Ehestandes gründet sich, wie gesagt, lediglich auf gegenseitige immer gleich zärtliche und gränzenlose Liebe, und aus dieser entspringen dann die wechselseitigen wesentlichen Pflichten eines Ehepaares. Wenn wahre zärtliche Liebe zwei Herzen aneinander fesselte — wenn wahre zärtliche Liebe das Band der ewigen Vereinigung knüpfte, so kann so eine Liebe nicht anders als fortdauernd und gränzenlos seyn; und wenn auch nach den ersten Flitterwochen (wie man die ersten Wochen nach der ehlichen Verbindung zu nennen pflegt) die Liebe eines solchen Ehepaares manchem kurzsichtigen, oder von Romanenideen angefüllten Kopfe kälter oder gar erloschen scheint, so ist sie nichts weniger als dieses, sondern das heiße Feuer der Liebe ist blos in eine stille Glut übergegangen, welche nicht minder heiß ist, und von Tugend — Erfüllung der wechselseitigen Pflichten, und immerwährender Eintracht unterhalten, und unauslöschbar gemacht wird. Laß' mich nun die wechselseitigen Pflichten eines Ehepaares zergliedert darstellen, liebster Karl, um ihren unmittelbaren Einfluß in die Glückseligkeit eines Ehestandes näher bestimmen zu können!

Ein Ehemann, welcher seine Gattin über alles liebet, wird aus ihr (wenn ich mich so ausdrücken darf) seine Gottheit auf Erden machen: er wird jeden ihrer geheimsten Wünsche in ihren Blicken lesen, und jeder wird ihm dann ein aufforderndes Geboth seyn, ihn, wenn dies anders in seinen Kräften steht, auf der Stelle in Erfüllung zu bringen. Hier mußt du mich aber nicht unrecht verstehen, liebster Karl! Die Rede ist hier nicht

davon,

davon, daß ein Ehemann sich kriechend und niederträchtig gegen seine Gattin betragen müsse: denn dadurch würde er geradezu die Quelle des häußlichen Glückes vergiften, sondern ich rede hier von derjenigen sanft bezaubernden Gefälligkeit, welche eigentlich blos dazu ihr Daseyn erhalten zu haben scheinet, ein Ehepaar immer fester aneinander zu fesseln. Diese sanfte — bezaubernde Gefälligkeit muß sich über jedes Wort -- über jede Handlung des Ehemannes verbreiten, und besteht eigentlich darinn: daß ein Ehemann, ohne sich kindischer Schmeicheleyen zu bedienen (welche sich für keinen vernünftigen Liebhaber, also noch viel weniger für einen Ehemann schicken) auf die gleichgültigsten Worte, die er seiner Gattin sagt, einen verbindlichen gefälligen Ton legt — einen Ton welcher mehr als hundert Worte ihr sagt: „Ich liebe dich „unaussprechlich, und wünsche nichts mehr, als daß je„der meiner Blicke — jede meiner Handlungen dir dieses „recht überzeugend beweise!" Nichts Feiners und Edleres ist, als durch einen gewissen verbindlichen Ton, und durch Handlungen mit seiner Gattin zu sprechen: aber nie muß dabey eine gewisse Würde aus der Acht gelassen werden, welche dem Manne in allen Ständen — in jedem Verhältnisse eigen seyn muß: denn ohne diese würde er sich in den Augen seiner Gattin erniedrigen — dasjenige, was man geringschätzet, kann man unmöglich lieben, und folglich würde das häußliche Glück, durch mißverstandene, und überspannte Gefälligkeit des Ehemannes, sich gleichsam durch sich selbst zu grunde richten.

Der Mann war von jeher, und mit Recht, das Haupt, und er wird es auch immer in einer gutgearteten Ehe bleiben; aber er muß ein beschützendes, kein gebie-

therisches Haupt seyn; das heißt: er muß Hausvater im eigentlichen Verstande des Wortes seyn; die Gattin muß sich auf seine Liebe, und auf seine zärtliche Sorge für sie, und für das Hauswesen verlassen, und auf seine Fähigkeiten vertrauen können; stets muß sie ihn fähig und bereit finden, ihr ihre Zweifel, die sie einer Sache wegen hat, zu lösen, ihr ihre häußlichen Sorgen tragen zu helfen, und sie in Widerwärtigkeiten zu trösten, welche auch die Zufriedenheit des glücklichsten Ehestandes zuweilen unterbrechen, weil es immer nur menschliche Glückseligkeit ist, deren wir hienieden zu genießen fähig sind. Nebstdeme muß ein Ehemann sorgfältig über seine Laune wachen, und sich, selbst wenn er am wenigsten Ursachen dazu hat, so viel möglich munter, und ohne finstere Mienen zeigen. Dies wird ihm ein Leichtes seyn, wenn er seine Gattin wahrhaft liebt, und, um diese Liebe immer mehr anzufeuern, sich in ihr beständig das liebenswürdige Mädchen denkt, das sein Herz gefesselt, und eine süße Eroberung an ihm, so wie er an ihr, gemacht hat. Auch halte ich für eine sehr heilsame Beyhülfe, die Liebe in dem Herzen eines Ehepaares immer in ihrer ganzen Stärke von Zärtlichkeit zu erhalten, wenn sich Gatte und Gattin wechselseitig bey ihren Taufnamen nennen. Dieses so geringfügig es manchem scheinen mag) trägt sehr vieles dazu bey, sich den Zustand, und die wechselseitigen Verhältnisse vor der ehlichen Verbindung öfters in's Gedächtniß zurück zu rufen, und dadurch werden gewisse zärtliche Erinnerungen erreget, welche nicht anders, als von guten und glücklichen Folgen für ein sich liebendes Ehepaar seyn können. Nichts ist einer Gattin so schmerzlich, als in ihrem Gatten einen Mann zu sehen, welcher mit finsterer gebietherischer Miene umher stört,

und

und despotisch über sie herrscht; auch hat so ein unglückli- cher Ehemann gemeiniglich das Schicksal der Despoten — er wird gefürchtet, aber nicht geliebt. Ich wiederhole es also noch einmal — nie kann man dieses oft genug wieder- holen — daß der Mann das Haupt, aber nicht das Haupt einer Sklavin, sondern eines geliebten Gegen- standes ist, von welchem seine einzige wahre Zufrieden- heit — sein ganzes Glück abhangt. Ein Ehemann muß also seine Gattin nicht nur mit unausgesetzter Zärtlich- keit, sondern auch mit Achtung behandeln; er muß sein ganzes Vermögen — seine ganze Verstandeskräfte an- wenden, um sie so glücklich zu machen, als es diejenige verdient, die sich ihm für eine ganze Lebenszeit in die Arme geworffen — ihn unter Hunderten allein für wür- dig gehalten hat, ihr Liebling und Gesellschafter auf der Bahne des Lebens zu seyn.

Dieses sind nun im Ganzen die wesentlichen Pflichten eines Gatten: und nun will ich auch jene der Gattin zu schildern mich bemühen.

Eine Gattin, welche aus wahrer Liebe gewählet hat (denn außerdem ist eine glückliche Ehe ohnehin kaum möglich) wird ihren Gatten mit eben so gränzenloser Zärtlichkeit lieben, als dieser sie liebt; ja sie wird alle Mittel und Gelegenheiten aufsuchen, seine Liebe mit ih- rer Zärtlichkeit noch zu überwägen. Liebe ist also auch bey der Gattin die erste Pflicht, und diese wird ihr dann alle übrige leicht und angenehm machen. So wie der Gatte Hausvater, im eigentlichen Verstande des Wor- tes seyn muß, eben so muß die Gattin Hausmutter seyn. O! es ist schon für den Fremden kein herrlicherer - lie- benswürdigerer Anblick, als der Anblick einer wahren Hausmutter; wie muß es nun erst den Gatten entzü-

cken, welcher in seiner Gattin diese wahre — zärtliche Hausmutter erblikt? — Der liebevolle Schöpfer bestimmte die Gattin zur Gehülfin des Gatten; sie muß ihm also eine liebreiche Gehülfin seyn, und ihm die Sorge für's Hauswesen mit zärtlicher Theilnehmung tragen helfen, und das Ihrige redlich dazu beitragen, so viel in ihren Kräften steht, dieselbe zu erleichtern. In die Launen ihres Mannes muß sich eine Gattin zu finden wissen, und wenn ihn zuweilen Umstände mit Gewalt drängen mißlaunigt zu seyn, muß sie dieses nicht mit einem mürrischen Betragen erwiedern, sondern vielmehr durch ein sanftes — liebreiches Wesen ihn zu ermuntern, und wieder zu sich selbst zurück zu führen suchen. Dieses wird (außerdem daß es ihre eigentliche Pflicht ist nachzugeben) die Liebe in dem Herzen ihres Gatten auf ein Neues anfeuern, und für diesen ein stiller Verweiß, darüber, daß er sich von übler Laune hinreissen ließ, seyn, und ihn zu seiner Pflicht zurückweisen. Nebstdeme muß eine gute Gattin auch den Geschmack ihres Gatten zu studieren suchen, um ihn immer mehr und mehr an sich zu fesseln. So sehr auch ein vernünftiger Mann bey der Wahl einer Gattin fast allein auf moralische Vorzüge sieht, so gewiß ist's, daß wir allzusehr Menschen sind, um nicht auch sehr am Phisischen zu hängen; und darum ist nichts schädlicher für eine Gattin — nichts fähiger ihr die Neigung ihres Gatten geschwinder zu rauben, oder solche wenigstens sehr zu vermindern, als wenn sie, nach der ehlichen Verbindung, es für überflüßig hält, noch ferners diejenige Säuberlichkeit und Nettigkeit des Anzuges beizubehalten, welche, als sie noch Mädchen war, so vieles dazu beigetragen hatte, das Aug ihres Gatten auf sich zu ziehen. Dieses ist's, was ich schon in

so

so vielen Haushaltungen zu beobachten Gelegenheit hatte, und jedesmal beobachtete ich auch dabei, daß dieser Umstand ein Großes zum Umsturze der ehlichen Zärtlichkeit beitrug — nichts davon zu sagen, daß eine unsäuberliche und nachläßige Gattin unmöglich eine gute Hausmutter seyn kann. Es ist daher unumgänglich nothwendig, daß eine Gattin diejenige Nettigkeit und Blume des Anzuges, welche das Verlangen zu gefallen den Mädchen lehret, sorgfältig beizubehalten sich bestrebet, um ihren Gatten immer näher an sich zu fesseln, und ihn vor einer widerlichen und eckelhaften Empfindung zu verwahren, welche schon allein fähig wäre, ihr seine ganze Zärtlichkeit zu rauben.

Aber nicht nur auf diese Weise muß die gute — zärtliche Gattin den Geschmack ihres Gatten zu studieren suchen, sondern noch in hundert andern Fällen, die sich nicht so recht beschreiben lassen. Es giebt im Ehestande tausend Kleinigkeiten, auf die eine zärtliche Gattin aufmerksam seyn, und sich damit immer fester in dem Herzen ihres Gatten befestigen kann — Kleinigkeiten, welche einem dritten dabei Uninteressirten äußerst geringfügig scheinen würden, so wichtig sie, im Ganzen, zur gemeinschaftlichen Glückseligkeit des ehlichen Lebens sind. Noch einen Umstand darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, weil dieser hauptsächlich nöthig ist, um eine wahrhaft gute Gattin und Hausmutter zu seyn. Ich habe vorhin gesagt, daß eine Gattin die Nettigkeit und Säuberlichkeit des Anzuges niemals vernachläßigen müsse, und auch die Gründe dafür beigesetzet. Dieses nun ist im engsten Verstande der Sache zu nehmen, indeme sonst leicht ein entgegengesetztes eben so schädliches Uebel daraus entstehen würde, ich meine den unnöthigen, und über-

übertriebenen Kleiderpracht. Wehe dem Gatten, dessen Gattin den Spiegel für ihr nöthigstes Hausgeräthe hält, und ihrem Putze die ganze Hauswirthschaft aufopfert!

Eine Gattin muß niedlich, und, nach Verhältniß ihres Standes und Vermögens, anständig gekleidet seyn; dabei aber mit der ängstlichsten Behutsamkeit vermeiden, eine Sklavin des Luxus und der Modesucht, und dadurch eine unglückliche Gattin zu werden. Luxus und Modesucht haben schon unzählige Ehen unbeschreiblich unglücklich gemacht: ja man kann kühn behaupten, daß unter hundert unglücklichen Ehen, besonders heut zu Tage, gewiß achtzig den Umsturz ihrer Glückseligkeit diesen, ganze Landschaften verwüstenden, Uebeln zuzuschreiben haben.

Nachdeme ich nun die wechselseitigen Pflichten eines gut gearteten Ehepaares, und ihren unmittelbaren Einfluß in die Glückseligkeit eines Ehestandes gezeigt habe, so will ich noch ein paar Worte über die Glückseligkeit eines Ehestandes überhaupt sagen, und damit diesem langen Raisonement ein Ende machen.

Ein Haupterforderniß zur ehlichen Glückseligkeit ist: daß der Gatte niemals männlichen Geist in seiner Gattin, und diese nie weibliche Empfindungen in dem Gatten suche. Dies ist ein Umstand, welcher die Ehe zu einem Himmel, oder zu einer Hölle zu machen fähig ist. Ein Haupterforderniß, um die ehliche Eintracht, diese Seele der ehlichen Glückseligkeit, immer zu erhalten, ist auch eine gewiße Gattung von wechselseitiger Höflichkeit in Ton und Betragen. Manchem, der dieses läse, würde es lächerlich scheinen, daß ich eine wechselseitige Höflichkeit im Ehestande fordere: aber diesen würde ich

dann

dann bitten, mich erst weiter sprechen zu lassen, und dann zu urtheilen. Ich habe hier mit gutem Vorbedachte gesagt, daß im Ehestande eine gewiße Gattung von Höflichkeit nöthig seye; es versteht sich also schon von selbst, daß hier nicht von derjenigen zeremoniösen Höflichkeit, welche im gesellschaftlichen Umgange mit vornehmen, oder fremden Personen gebräuchlich ist, die Rede seyn kann. Diejenige Gattung von wechselseitiger Höflichkeit, welche ich zur Erhaltung der ehlichen Eintracht, und folglich zu einer glücklichen Ehe überhaupt für nothwendig halte, ist ein Mittelding zwischen der vorhin erwähnten zeremoniösen Höflichkeit, und einer zu weit getriebenen Ungezwungenheit, welche immer etwas widerliches und abschreckendes für beide Theile mit sich führt. Es ist nichts lächerlicheres und abgeschmackteres als ein Ehepaar zu sehen, welches sich gegeneinander der Worte „mein Herr — Madame„oder bey'm Adel „Graf — Gräfin, „Baron — Baronin„ bedienet, und nie anders, als durch das Wörtchen „Sie„ miteinander spricht: aber noch ungleich widerlicher ist's ein Ehepaar zu sehen, das sich gegeneinander platte grobe Reden, beissende Anzüglichkeiten, und ungesittete Freiheiten erlaubt. So sehr sich ein Ehepaar im ersten Falle voneinander entfernen, und durch ein elendes — lächerliches Etikette alle Freuden häußlicher Vertraulichkeit rauben wird; so sehr, und unendlichmal mehr wird sich ein Ehepaar im zweiten Falle von seiner häußlichen Glückseligkeit durch eine übertriebene Ungezwungenheit, oder vielmehr Ungesittetheit entfernen. Eine gewiße Art von Höflichkeit, oder noch deutlicher zu sprechen, von Achtung gegeneinander ist unumgänglich nöthig, um bey allen vorfallenden, oft unzuvermuthenden Gelegenheiten

die

die ehliche Eintracht wechselseitig zu erhalten, und dadurch die ehliche Glückseligkeit immer fester zu gründen.

Noch eines Hauptumstandes will ich itzt gedenken, welcher auf das Glück einer Ehe einen unmittelbaren Einfluß hat, und von welchem ich schon längst hätte reden sollen, welchen ich aber mit gutem Vorbedachte biß hieher gesparet habe; ich meine die Vermeidung der herzdurchschneidenden Empfindung von Eifersucht.

D. Eduard Young sagt in einem seiner Werke: „Die „Eifersüchtigen sind die Verdammten. O Eifersucht, ei„ne jede andere Leidenschaft ist gegen dich geruhig, gegen „dich, du Feuersbrunst der Seele, du Königin der „Qualen! Du groses Gegengewicht gegen alle die Ent„zückungen, welche die Schönheit einflößen kann!„ (*) Treffender, und mit kürzern — schönern Worten würde ich mich nun wohl umsonst bemühen die Eifersucht zu schildern, ich will also hier bloß ein paar Worte von denjenigen Mitteln, diese, alle ehliche Glückseligkeit vernichtende, Furie wechselseitig zu vermeiden, und entfernt zu halten, sagen.

Gewisse Menschen haben einen so heftigen Hang zur Eifersucht, daß es ihnen beynahe unmöglich wird denselben zu unterdrücken. Hier muß also derjenige Theil eines Ehepaares, welcher am andern diesen Hang bemerkt, sorgfältig alle Gelegenheiten vermeiden, welche nur den mindesten Anlaß zur Eifersucht geben könnten; ja er muß sich lieber manches Vergnügens berauben, um seinen Gatten von allem, was in dessen Herzen den Keim von Eifersucht

(*) Siehe im 2ten Theile des Theat. der Britten, das Trauerspiel, der Rache, im 2ten Aufzuge, Seite 185.
Anmerk. des Verf.

Eifersucht legen könnte, abzuhalten, und die Schadloshaltung und Belohnung dafür an dem Busen seines liebevollen Gatten, und in einer ununterbrochenen häußlichen Glückseligkeit suchen. Uebrigens ist zwar immer wahr, daß jede Eifersucht heiße Liebe voraussetzt; indessen möchte ich aber doch immer wünschen, daß diese verderbliche Leidenschaft unter den Menschen unbekannt wäre, oder daß Menschen, welche einen zu heftigen und unwiderstehlichen Hang zur Eifersucht in sich fühlen, nie sich entschließen möchten zu heirathen, weil solche Menschen gemeiniglich sich selbst und ihren Gatten unbeschreiblich elend und unglücklich machen.

Ich würde bey dieser Gelegenheit auch etwas von dem Laster der wechselseitigen Untreue im Ehestande gesagt haben; aber ich schilderte hier ein tugendhaftes — sich gränzenlos liebendes Ehepaar, und diesem ist es so wenig möglich, des häßlichen Lasters der Untreue sich schuldig zu machen, als es ihm möglich ist, sich, in seinem Verhältnisse, die Möglichkeit einer Untreue zu denken.

Es bleibt mir nun nur noch übrig über ein paar Fälle meine Meinung zu sagen, welche zwar nicht zu den Hauptbestandtheilen eines glücklichen Ehestandes gehören, indessen aber doch immer einen mittelbaren Einfluß in die Glückseligkeit eines Ehestandes haben können, und auch größtentheils zu haben pflegen.

Sehr oft schon habe ich Gelegenheiten gehabt zu beobachten, daß erwachsene Stiefkinder auf mannigfaltige Art die mittel- oder unmittelbaren Zerstörer ehlicher Glückseligkeit waren. Ich möchte also wohl von Herzen wünschen, daß man sich hütete Wittwer, oder Wittwen mit bereits erwachsenen Kindern zu heirathen — versteht

sich,

sich, wenn diese Kinder noch unversorget, und also bey ihrem Vater, oder Mutter im Hause sind Da aber die besondern Verhältnisse im menschlichen Leben unendlich mannigfaltig sind, und folglich ein gewisses Verhältniß so eine Heirath unvermeidlich machen kann; so will ich jedem Jünglinge, oder Mädchen in diesem Falle zwo Sachen hiemit wohlmeinend und nachdrücklichst empfohlen haben. Erstlich: Seine erwachsenen Stiefkinder mit möglichster Schonung zu behandeln. und wenn eigene Kinder aus so einer Ehe ihr Daseyn erhalten, denen Stiefkindern, wenigstens äußerlich, keinen Unterschied der älterlichen Zärtlichkeit bemerken zu lassen, sondern ihnen lieber, in gewissen Fällen, einen Vorzug vor denen eigenen zu geben, um dadurch die häußliche Ruhe, und ehliche Glückseligkeit zu erhalten Zweitens: Alles anzuwenden, um die bereits erwachsenen Stiefkinder baldmöglichst anständig zu versorgen, und damit diese wahrhaften Zankäpfel der, oft außerdem zufriedensten, Ehen auf die Seite zu schaffen: doch muß man damit äußerst behutsam zu Werke gehen, um die eigentliche Absicht dabey denen Stiefkindern nicht in's Auge blicken zu lassen, weil sonst (wie man zu sprechen pflegt) Oel in's Feuer gegossen werden würde. Uebrigens setze ich hier überhaupt gute Menschen im wahren Verstande des Wortes voraus, und von diesen läßt sich dann auch mit Zuversicht voraussetzen, daß sie keine Stiefältern von der, leider, gewöhnlichen Art seyn können.

Nun will ich auch meine Meinnung über den zweiten Fall sagen, welcher sehr oft einen mittelbaren Einfluß in die Glückseligkeit eines Ehestandes zu haben pflegt.

In sehr vielen Ehen ist der Gebrauch eingeführt, daß entweder jeder Theil des Ehepaares eine besondere Kasse hält,

hält, oder daß ein Theil deßelben die Kasse allein zur Disposition hat, und dem andern daraus nach Nothdurft, oder Gefallen mittheilt. Beides halte ich nun für höchst schädlich und zweckwidrig. Ersteres ist das wahre Verderben eines Hauswesens, dies ist aus tausend Erfahrungen zur Genüge erweißlich. Das zweite giebt zu tausend Zwistigkeiten Anlaß, und ist oft nicht weniger sehr geschickt, eine Haushaltung zu zerrütten. Gatte und Gattin sind als ein moralisches Ganze zu betrachten; jedes hat also gleiche Rechte und Ansprüche auf das gemeinschaftliche Vermögen. Ich rathe demnach jedem neu angehenden Ehepaar, eine gemeinschaftliche Kasse zu halten; und da ich überhaupt hier nur von einem guten — sich gränzenlos liebenden Ehepaar geredet habe, so wird bey einem solchen diese gemeinschaftliche Kasse auch keine andere, als gute Wirkungen hervorbringen, da hingegen eine getheilte, oder ganz einseitige Kasse (sie seye nun auf welche Art sie wolle) nur dazu beitragen würde, eine, außerdem glückliche, Ehe zu zerrütten, oder wenigstens zu beunruhigen.

Ich weis übrigens wohl, daß ich in diesen Betrachtungen über die Glückseligkeit eines Ehestandes eine Hauptsache unberührt gelassen habe; ich meine, die Liebe und Erziehung der Kinder. Da ich aber diese Betrachtungen bloß für dich, liebster Karl, niedergeschrieben, und dir meine Gedanken und Meinungen über gute und zweckmäßige Kinderzucht in einem meiner Briefe bereits mitgetheilt habe (*); so habe ich's hier für überflüßig gehalten, weiter etwas über diesen Gegenstand zu sagen.

Gewiß

(*) Siehe den 12ten Brief.

Gewiß ist's, daß eine Ehe von der Art, welche ich hier geschildert habe, ein Himmel auf dieser Welt seyn würde; nur Schade, daß Ehen dieser Art so äußerst selten auf unserm Erdballe anzutreffen sind. Ha, welche Seligkeit — welche stille — reine häußliche Freuden erwartet gute tugendhafte Seelen, welche mit ganzer — gränzenloser Zärtlichkeit aneinander hangen, wenn das heilige unzertrennliche Band der Ehe sie ewig in einander verschlingt! Noch im grauen Alter — noch am späten Abend ihres Lebens werden sie sich mit derjenigen wahren Zärtlichkeit lieben, welche reinen — tugendhaften Seelen eigen ist; noch am späten Abend ihres Lebens werden sie den Tag segnen, an welchem sie das heilige Band der Ehe zusammenknüpfte; und Busen an Busen werden sie ihren Kindern mit Freudenthränen in den Augen zurufen: Wählet und liebet, wie wir!

Und so schließe ich dann meine langen Betrachtungen über diese wichtige Materie, welche dem größten Theile der Menschen, leider, so unwichtig scheint, und wünsche nichts so sehr, als daß dir, liebster Karl, diese Betrachtungen so vieles Vergnügen bey der Durchlesung verursachen möchten, als ich empfand, da ich sie niederschrieb. Uebrigens aber bitte ich dich, überzeugt zu bleiben, daß dich mit stets wachsender Zärtlichkeit liebet

Dein

Freund

Eduard Waller.

Fünf=

Fünfzehnter Brief.

** Am 2ten des Brachmondes 17 —

Schon einige Tage reise ich umsonst; das will so viel sagen: ich reise schon einige Tage, ohne auf meiner Reise etwas Bemerkkenswürdiges anzutreffen. Auch heute kann ich dir, liebster Karl, nichts dergleichen schreiben, und du mußt also mehrmals mit einer von meinen eigenen Reflexionen vorlieb nehmen: doch da ich nun wieder in einer Hauptstadt des deutschen Reiches bin, nnd einige Tage hier verweilen werde; so läßt sich beinahe mit Zuversichtlichkeit hoffen, daß ich mich während dieses Aufenthaltes, über irgend eine interessante Begebenheit mit dir werde unterbalten können, und darum will ich diesen Brief zurückbehalten, und dir solchen erst zusenden, wenn ich von hier wieder abreisen werde.

Heute Vormittag kam ich hier an, und gieng, biß mir mein Zimmer angewiesen wurde; in die öffentliche Gaststube. Hier sah' ich ein Buch auf dem Gesimse eines Fensters liegen. Ich nahm solches, und fand daß es **, der so allgemein berühmte und beliebte Roman war (*); und dies gab mir die Veranlassung, dir meine Gedanken und Meinungen über gute und schlechte Romanen zu sagen.

Ohne mich mit einer Kritik über den so eben erwähnten Roman aufzuhalten, welcher übrigens (trotz der enthusiastischen Liebhaberei, womit solcher allenthalben, beson-

(*) Man hat mit Vorsatz den Namen dieses Buchs hier weggelassen, weil man sich nicht das Ansehen eines Rezensenten über irgend einen Autor geben will.

Anmerk. des Verfassers.

besonders bey'm schönen Geschlechte, vor einiger Zeit fast verschlungen wurde gar sehr zu kritisiren wäre, will ich hier blos von guten und schlechten Romanen überhaupt reden — will zeigen, in wie fern ein Roman Nutzen schaffen, oder doch wenigstens unschädlich seyn kann, und welche Romane wahres moralisches Gift für die menschliche Seele sind, ohne mich dabey auf das Lob, oder den Tadel irgend eines herausgekommenen Werkes dieser Art besonders einzulassen.

Es ist erstaunlich, wenn man bedenkt, was seit einigen Jahren für eine ungeheure Menge von Romanen an's Licht getretten sind. Jeder Meßkatalog war bisher davon vollgepfropft, und es wäre beynahe eine herkulische Arbeit, die guten und schlechten Romane voneinander abzusondern. Die Ursache dieser Erscheinung läßt sich nun bestimmen, ohne daß man sich darüber sehr den Kopf zerbrechen darf. Alles wollte Romanen lesen; alles war dafür bis zum Enthusiasmus eingenommen; die Verleger bezahlten beynahe nichts mehr so gut — nahmen nichts lieber in Verlag, als Romanen, weil diese den besten Abgang fanden: es war also sehr natürlich, daß sich die Schriftsteller darnach richteten, um dem Geschmacke der Verleger, und des lesenden Publikums zu entsprechen (*); und dann standen auch noch Schriftstellerleins auf, welchen nichts so leicht schien, als sich nun durch

(*) Ich gab hier mit gutem Vorbedachte denen Herren Verlegern den Rang vor dem Publikum: denn da die Herren Schriftsteller (wenigstens diejenigen, welche unter die Stiefkinder der Madame Fortuna gehören) von den Herren Verlegern ihr Brod haben, so gebühret diesen billig der Vorrang. Amor incipit ab ego heißt der alte, wiewohl etwas nach dem Egoismus

durch die Herausgabe eines Romans zu verewigen: daher die ungeheure Menge von Romanen — daher ein solches Gemische von gnten und schlechten Werken dieser Art.

Ungefähr ein paar Jahre mag es seyn, daß man den Geschmack an dieser Art von Lektüre zu verlieren anfieng, wozu, unter anderm, die überwiegende Menge von schlechten Romanen vieles beygetragen haben mag. Nun wollte alles abstrakte Werke lesen, und es wurden (da wenige Menschen das rechte Mittel zu treffen wissen) alle Romanen ohne Ausnahme unter die Zahl unbedeutender, und schädlicher Werke gezählet; ja es kam damit so weit, daß man itzt schon bey dem bloßen Worte, Roman, höhnisch lächelt, und sich einer Sünde wider den guten Geschmack theilhaftig zu machen glaubt, wenn man einen, auch den vernünftigsten, Roman ließt. Dies ist nun bey einigen Menschen als Ueberspannung, bey dem größten Theile aber als eine Art von Modesucht zu betrachten, und beydes ist so wiedersinnig und lächerlich, als wenn man vorhin alle wissenschaftliche Lektüre auf die Seite warf, und blos nach Romanen griff.

Roman ist ein Märchen, zuweilen mit wahren Anekdoten vermischt. Warum sollte nun nicht auch ein wohl vorgetragenes, und auf's menschliche Leben gut angewendetes Märchen mannigfaltigen Nutzen stiften können? Ist nun ein Roman schön und angenehm geschrieben; hat er gute — faßliche Moral; ist alles, was wider die Religion und guten Sitten läuft, daraus verbannet: so sehe

 ich

mus schmäckende, Spruch; und dieser dient mir denn viel bey'm lesenden Publikum, nach allen heut zu Tage im Schwunge gehenden Rechten, zur Entschuldigung.

Anm. des Verfassers.

ich warlich nicht ein, warum man Werke dieser Art verwerfen solle, blos, weil sie den Namen, Roman, führen. Das kömmt mir gerade so vor, als wenn man sich von einem thörichten und widersinnigen Hasse gegen irgend eine Nazion hinreissen ließe, und z. B. einem Franzosen gerade darum abgeneigt seyn wollte, weil er ein Franzose ist. Ich behaupte im Gegentheile, daß ein Roman, welcher mit Grunde gut genennt werden kann, gewissen Gattungen von Lesern jedesmal von ungleich größerm Nutzen, als abstrackte moralisch-philosophische Werke seyn wird, weil diese Arten von Lesern entweder zu wenig Verstandeskräfte, oder zu viele Flüchtigkeit besitzen, um an abstrackten Werken Gefallen zu finden, da hingegen die, im angenehmern Gewande des Romans verhüllte, Moral einen tiefen Eindruck auf sie macht, und mannigfaltigen Nutzen zu stiften fähig ist. Die Rede ist also nur davon, wie ein Roman beschaffen seyn müsse, um den Namen eines guten und nützlichen Romans wahrhaft zu verdienen, oder welche Werke dieser Art für schlecht und schädlich zu halten sind.

In wie vielen unserer heutigen Romanen wird nicht der Same von schädlicher Schwärmerei und Empfindelei — falschen giftigen Grundsätzen in Rücksicht auf Religion und Tugend, in das jedem Eindruck offene Herze des unerfahrnen — ohnehin schwärmerischen Jünglinges, oder Mädchens gesäet! Bloße schaale Liebesgeschichten, worinn wollüstige — überspannte Schilderungen von der Liebe, bis zum Ekkel, wiederholt sind, und empfindelnde — verführerische Schwärmerey auf jeder Seite verschwendet ist, sind der Anfang, das Mittel, und das Ende so vieler unserer Romane; oder wenn auch hier und

dort

dort Moral darinn angebracht ist, so ist selbst diese Moral allenthalben mit heimlichem Gifte von Schwärmerei vermischt, oder es sind, unter dem Deckmantel von Moral, die schädlichsten Sätze wider den Staat und die Religion aufgeworfen. Dieses also sind diejenigen Romanen, welche mit ungleich größerm Rechte zum Scheiterhaufen zu verdammen wären, als manches Buch, das unter der Zahl der sogenannten Librorum prohibitorum steht — dies sind diejenigen Bücher, vor welchen man die Jugend warnen und hüten sollte: nicht aber vor einem guten Romane, welcher ein wahres Erbauungsbuch für die Jugend abzugeben im Stande ist.

Wenn ein Roman gut seyn, und seinen eigentlichen Zweck erreichen soll, so muß er Nutzen und Unterhaltung schaffen. Dies sind die beiden Gesichtspunkte, welche ein Romandichter nie aus dem Gesichte verlieren darf, wenn er das leisten will, was man mit Rechte von ihm fordern kann. Ich gehe nun etwas tiefer in's Detail, um näher zu bestimmen, was, meines Dafürhaltens, eigentlich von einem guten Romane alles gefordert werden kann.

Reines Deutsch, und eine schöne fließende Schreibart sind in Werken jeder Art, vorzüglich aber in einem Romane, erforderlich. Nichts Widerlicheres und Abschrekenderes ist für den vernünftigen Leser, als in einem Romane schlechtes Deutsch, und eine trokene, schleppende Schreibart zu finden, welche man in einem gelehrten wissenschaftlichen Werke noch eher erträgt, weil man da mehr spekulativ seyn mus, und folglich nicht so viel auf die Schreibart aufmerksam seyn kann; wiewohl ich für meine Person selbst an wissenschaftlichen Werken keinen

Gefallen habe, denen Reinigkeit der Sprache, und eine fließende Schreibart mangelt. Nebst dem reinen Deutsch, und einer fließenden Schreibart muß die Schreibart in einem Romane auch angenehm und anziehend seyn. Diesen Zweck zu erreichen sind, unter andern, malerische Schilderungen von unterschiedlichen Gegenden — rührende und feyerliche Szenen bey Tag, oder in stillen mondhellen Nächten, und dergl. sehr geschickt.

Um einen guten Roman zu schreiben ist ferners erforderlich, daß man das Eigentliche eines Romans nie aus den Augen verliere, und dabei die rechte Mittelstrasse zu wählen wisse; das heißt: Man muß nicht, statt eines Romans, ein moralisch = philosophisches Mischmasch schreiben — damit die Erwartungen des Lesers täuschen, und diesem Langeweile und Verdruß verursachen, welche er nothwendig empfinden mus, wenn er, statt eines Romans, einen moralisch = philosophischen Galimathias findet. Im Gegentheile aber muß man sich auch sehr hüten, statt einer nützlichen belehrenden Geschichte, eine bloße — schaale Liebesgeschichte, ohne Saft und ohne Kraft, niederzuschreiben, und damit die Zeit, so zu sagen, mit Sünden zu verderben. Ein Roman, welcher fast auf jeder Seite mit langer — schleppenden Moral vollgepfropft ist, wird mit Widerwillen in eine Ecke geworfen, ehe man ihn zur Hälfte durchlesen hat, so wie ein Roman ohne eine vernünftige Moral mit Recht für ein Unding gehalten wird, das eigentlich zu keiner Art litterarischer Werke zu zählen ist.

Ein guter Roman muß für alle Gattungen von Lesern, aber für keine allein geschrieben seyn. Ein Werk, das nützen und unterhalten solle, muß allen Arten von Lesern nützlich und unterhaltend seyn, und dieser Zweck

ist nirgends leichter zu erreichen, als im Romane, wo man von keinen Verhältnißen eingeschränkt ist, und freie Hand zu wählen hat; da hingegen der Geschichtschreiber und Uebersetzer seinen Originalen mit der pünktlichsten Genauigkeit getreu bleiben, und hundert schöne Gelegenheiten unbenützet vorüberstreichen lassen mus.

Die Geschichte, woraus eigentlich der Roman besteht, muß sehr fein, und so verwickelt seyn, daß der Leser biß an's Ende der Geschichte in einer sehnsuchtsvollen Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, bleibt. Hier würde ich einem Romandichter zweierlei empfehlen. Erstlich den Leser, während der Geschichte, öfters mit anscheinenden Entwicklungen nach der wahren Entwicklung begierig zu machen. Zweitens bey der Verwicklung sowohl, als bey der Entwicklung der Geschichte sich sorgfältig zu hüten, daß die ganze Sache nicht einem abgedroschenen, oder mit Wundern angefülltem Märchen gleiche; das heißt: alles Widernatürliche daraus zu verbannen. Sobald es dem Leser zu sichtbar und auffallend ist, daß er eine widernatürliche, und bloß erdichtete Geschichte lieset, so bald wird ihm das Ganze widerlich und uninteressant: denn wiewohl Romanen durchgehends, oder doch größtentheils erdichtet sind, so erfordert doch die Natur der Sache, daß die Geschichte eines Romans ganz das Gepräge einer vollkommen wahren Geschichte habe, und folglich alles Widernatürliche daraus verbannet werde. Nichts davon zu sagen, daß es eine große Verachtung gegen das lesende Publikum anzeigt, wenn man selbem offenbare, und widersinnige Unwahrscheinlichkeiten für ächte Waare aufhängen will.

Ein Hauptbestandtheil eines gute Romans ist: daß die darinn vorkommende Karaktere gut und nach dem Leben

ben gezeichnet seyn müssen. Der Romandichter ist der Maler unsers moralischen Ich's, so wie es der Maler im gemeinen Leben von unserm phisischen ist; und darum muß sich ein Romandichter eben so genau an die Natur halten, als irgend ein Portraitmaler dieses nur immer thun mus, wenn er Ehre von seiner Arbeit haben will. Indessen kann ein Romandichter schon irgend ein komisches Original in seinem Romane auftretten lassen, ja ein solches wird vieles dazu beitragen, die Geschichte angenehm zu machen! nur muß er sehr behutsam damit umgehen, um nicht das Originelle dieses Karakters hier und dort ins Widernatürliche — Uebertriebene, oder Abgeschmackte spielen zu lassen, ein Umstand, welcher (um mich so auszudrücken) den ganzen Spaß verderben, und den Roman eckelhaft machen würde.

Auch muß in einem guten Romane ungemein scharf darauf gehalten werden, daß die handelnden Karaktere sich biß ans Ende der Geschichte getreu bleiben, ein Umstand, welcher in so vielen unserer heutigen Romanen vernachläßigt ist, und doch so sehr zu den Hauptbestandtheilen eines guten Romans gehört.

Endlich muß die Geschichte eines guten Romans bis an ein Ende hinausgeführet seyn, wo der Leser nichts mehr zu wissen wünschen kann. Nichts Widerlicheres ist, als einen Roman zu lesen, welcher da plötzlich aufhört, wo man erst recht begierig ist, den Erfolg dieses oder jenes Umstandes zu wissen, oder welcher so plötzlich abgebrochen ist, daß man wegen dem Erfolg der Geschichte selbst ungewiß und verlegen bleibt. Dieser Umstand ist in mehreren unserer Romanen, welche übrigens sehr gut geschrieben sind, nicht beobachtet worden; ob aber aus gutem

Vor=

Vorbedachte oder aus Laune des Verfassers, dies läßt sich nicht bestimmen: genug, daß dieser Umstand selbst den, übrigens, besten Roman widerlich, und zu einem, in seiner Art, mangelhaften Werke macht.

Noch eines Bestandtheiles darf ich nicht vergessen, welcher ungemein vieles dazu beiträgt, einen Roman gut und angenehm zu machen; ich meine, die hier und dort eingestreute satirische Züge und Schilderungen. Hier hätte ich dem Romandichter zweyerley zu empfehlen. Erstens sich wohl vorzusehen, daß er nicht, statt einer feinen eigentlichen Satire, schaale — elende Späßchen, und abgedroschene Sächelchen in seinen Roman bringe. Zweitens sich sorgfältig zu hüten, daß seine Satire nicht Pasquillartig, und darum persönlich beleidigend werde. Die wahre Satire rügt Thorheiten — macht sich darüber mit feinem satirischen Witze lustig — stellt sie in das lächerlichste Licht, und dies alles, um die Menschen dafür zu warnen: nie aber wird ihr Witz beleidigend; das heißt: nie dehnt er sich in's Persönliche aus; denn dadurch würde aus der angenehmen belehrenden Satire ein niederträchtiges Paquill.

So vieles sey' von guten und schlechten Romanen gesagt; und nun auch noch etwas von der Art, wie ein Roman beschaffen seyn muß, um nützlich, oder wenigstens unschädlich zu seyn.

Ueberspannte Empfindelei, und an Wahnsinn gränzende Schwärmerei in dem schwülstigsten — verführerischten Tone vorgetragen, herrscht fast durchgehends in unsern heutigen Romanen, und nur sehr wenige, in Rücksicht auf die erstaunliche Menge von Büchern dieser Art, machen davon eine edle Ausnahme. Ein guter Roman

 also,

also, der auch in seiner Art nützlich seyn solle, muß empfindsam, aber nicht empfindelnd — erhaben feyerlich, aber nicht schwärmerisch geschrieben seyn, und ein Romandichter kann hier nicht zu vorsichtig seyn, um sich auf dem rechten Wege, durch sein ganzes Werk hin. zu erhalten, weil man in diesem Falle gar zu leicht nebenaus gleitet.

Die Liebe ist die Seele des Romans; aber diese Liebe wird in dem größten Theile unserer Romanen mit so verführerischen Farben geschildert — so sehr, unter dem Anstriche von Tugend, im falschen — höchstverderblichen Lichte vorgestellt, daß man kühn behaupten darf: so ein Roman sey' für die Jugend schädlicher und gefährlicher, als selbst in gewisser Rücksicht das unflätigste Werk irgend eines ungesitteten schamlosen Zotenreissers: denn durch so einen Roman werden alle Sinnen des feurigen — schwärmerischen Jünglings oder Mädchens bis auf den höchstmöglichsten Grad gespannt — sein Auge verliert die Gränzlinie zwischen Empfindung und Empfindeley, und sieht daher nichts mehr in seinem rechten Lichte, sondern bloß nach dem übertriebenen Maßstabe, den sich seine schwärmerische erhitzte Einbildungskraft macht — sein Blut wird heiß, und das Herz dadurch unruhig — sein Kopf mit nichts als Romanenideen gefüllt - er selbst hängt immer am Wunderbaren und Idealischen, und vergißt darüber sich, und das gemeine Leben um sich her — kurz: so ein Jüngling, oder Mädchen gleicht einem Adepten, welcher das wahre Gold vom Feuer verzehren, und durch's Kamin fliegen läßt, um dasjenige zu erhalten, welches nirgends als in seiner Einbildung existirt. Nebstdeme ist so ein Jüngling, oder Mädchen allenthalben am unrechten Orte, weil im gemeinen Leben

alles

alles anders ist, und behandelt wird, als ihm seine Romane es lehrten; und das Ende von allem ist endlich: daß solche unglückliche — irre geführte Geschöpfe zu ihrer eigentlichen Bestimmung schlechterdings untauglich sind, oder in ihrem ganzen Leben nicht wieder mit dem Stande zufrieden werden, in welchen sie die allweise Vorsehung versezt hat. Dies ist nun, nur im Ganzen betrachtet, das Unheil, und der Schaden, welche derlei von Empfindelei und schwärmerischen Ideen angefüllte Romanen hervorzubringen im Stande sind, und ach, wer wollte die einzelnen Jünglinge und Mädchen alle zählen, welche ihr unabsehbares Unglück lediglich solchen vom durchdringendsten — fein'sten Gifte durchwebten Büchern zuzuschreiben haben! Schwerer Verantwortung, vor Gott und Menschen, macht sich derjenige Verfasser schuldig, welcher mit Vorsatz so ein Buch in die Welt hinein schreibt; ja er ist, moralisch betrachtet, ein Mörder: denn der mir das Glück und die Ruhe meiner Seele raubt, der raubt mir, gewißermassen, auch mein Leben. Nie kann also ein Schriftsteller behutsam genug seyn — nie soll ein Schriftsteller vergessen, daß er nicht nur für einzelne Individuen, sondern auch für das ganze lesende Publikum schreibt, worunter Tausende sind, die nicht Kopf genug haben — nicht Kenntniße genug besitzen, um das Wahre von dem Falschen — das Zweifelhafte von dem Evidenten zu unterscheiden — nie soll endlich ein Schriftsteller vergessen, daß die Eindrücke, welche ein Buch, besonders von einem berühmten und geliebten Autor, zu machen fähig ist, daß diese Eindrücke, sage ich, im menschlichen Herzen unendlichmal tiefer, und unauslöschlicher sich eingraben, als alle Vorlesungen vom Katheder — als alle Predigten von den Kanzeln

Um also einen guten unschädlichen Roman zu schreiben muß man sich, wie gesagt, sehr hüten in den empfindelnden — schwärmerischen Ton zu verfallen, und dagegen eine wahrhaft empfindsame, und erhaben feyerliche Schreibart wählen. Ich habe vorhin auch gesagt: daß die Liebe die Seele des Romans seye, und ich wiederhole dieses noch einmal; denn ohne diese würde der Roman geradezu aufhören ein Roman, im eigentlichsten Verstande, zu seyn: aber ein Romandichter muß sorgfältig bemühet seyn, eine vernünftige tugendhafte Liebe, die den Namen Liebe wahrhaft verdient, und also unschädlich ist, zu schildern. Der Held seines Romans muß lieben — muß zärtlich — gränzenlos lieben; aber dabei kein schwärmerischer — empfindelnder Geck seyn, und will er ja diesen hier und dort überspannt lieben lassen, um aus seinem Romanhelden kein ganz vollkommenes Geschöpf, (welches im menschlichen Leben ohnehin anzutreffen unmöglich ist) zu machen; so muß er ihm einen vernünftigen Freund an die Seite setzen, welcher ihn, und damit den Leser, jedesmal zurechteweißt, und den Ungrund, und das Ueberspannte seiner Worte und Handlungen liebreich und gründlich vor Augen legt. Unglücklicher Erfolg einer Liebe — tragisches Ende einer Geschichte in Rücksicht auf Liebe, müssen ganz vermieden werden: denn diese sind's, welche das größte Unheil zu stiften fähig sind, und die schädlichsten gefährlichsten Empfindungen von Kleinmuth — Zweifeln an der Weisheit und Güte Gottes — ja selbst, nach Verhältniß des Endes eines Romans, die Keime von Selbstmord in das Herz des feurigen — schwärmerischen Jünglinges zu legen fähig sind.

In

In einem Romane, der gut und nützlich seyn soll, kann man zwar zeigen; wie zuweilen der rasche — feurige Jüngling mit dem besten Herzen auf Abwege gerathen kann, welche ihn bis an den steilen Abgrund des Lasters führen — man kann zeigen, wie selbst der Tugendhafte, an der Hand des tükischen Bösewichtes geleitet, beynahe zum Bösewichte umgeschaffen werden kann: nie aber muß man einen Menschen (es sey hernach der Held des Romans, oder ein Nebenkarakter) ganz fallen und zum Bösewicht werden lassen: denn dadurch würde man den Zweck, zu bessern und zu unterrichten, geradezu vernichten. Schwarze — häßliche Karaktere sind in einem Romane nöthig; denn sie sind dem Werke das, was der erforderliche Schatten einem Gemälde ist — sie sind darum da, um die Tugend in ein helleres und herrlicheres Licht zu setzen. Diese schwarzen Karaktere müssen nun vom Anfange bis zum Ende des Romans ihren angewiesenen Platz haben; aber nie müssen tugendhafte Karaktere des Romans sich bis zum Bösewicht erniedrigen. Man bemitleidet den Tugendhaften in den Armen der Verführung — zittert vor ähnlicher Gefahr, und frohlokt, wenn man ihn, von Vernunft und Tugend, den Armen der Verführung entrissen, und neuerdings auf dem liebenswürdigen Pfade der Tugend und Vernunft wandeln sieht: sobald aber ein vorhin Tugendhafter ganz zum schwarzen — lasterhaften Bösewicht wird, so bald verliert man auch den vorhin Tugendhaften ganz aus dem Gesichte — das Mitleid verwandelt sich in Verachtung, und man sieht und verabscheut itzt blos den Bösewicht: und so verlieren sich dann die vor Verführung warnenden Eindrücke auch nach und nach, und verändern sich in schwächliche Kleinmuth, die vor der Verführung und dem Laster zittert,

tert, ohne auf Mittel zu denken, sich, bey Gelegenheiten dafür hüten zu können.

Endlich müssen in einem guten und nützlichen Romane alle niedrigen Zoten und Zweydeutigkeiten — alle boßhafte Ausfälle und bösartige Witzeleyen auf das Eigentliche irgend einer Religion vermieden, und sich sorgfältig in Acht genommen werden, daß man keine religionswidrige und falsche Grundsätze in sein Werk, geradezu oder verstekt, einstreue.

Und nun, liebster Karl, glaube ich zur Genüge gute und schlechte Romanen überhaupt voneinander abgesondert, und hinlänglich gezeigt zu haben, wie, meines Dafürhaltens, ein Werk dieser Art beschaffen seyn müsse, um nützlich, oder doch wenigstens unschädlich für jede Gattung von Lesern zu seyn. Ist übrigens ein Romandichter so glücklich, mit seinen Werken wesentlichen Nutzen zu schaffen; ist er so glücklich, manchen dem Laster nahen Jüngling, oder Mädchen zu warnen — sie von den Abgründen noch zu rechter Zeit abzuziehen, an denen sie umhertaumeln; manchen wirklich lasterhaften Mitbruder zu bessern, und auf den Weg der Tugend zurückzuleiten: dann kann er mit Recht, und frohem Herzen den Augenblick segnen, an welchem er zum erstenmale die Feder ergriff um einen Roman zu schreiben — dann kann er mit dem süßen Bewußtseyn einer guten und verdienstvollen Handlung jede darum mühesam durchwachte Nacht — jede ernste Stunde des Nachdenkens segnen, und solche unter die herrlichsten seines Lebens zählen — dann ist der eigentliche Zweck eines guten Romans erreicht, und ich sehe nicht ein, warum man alsdann einen Roman geringschätzen und verwerfen solle, bloß, weil es ein Roman ist.

Dies sind nun meine Gedanken und Meinungen über diejenige Art von Werken, welche unter dem Namen, Romane, bekannt sind, und ich hoffe, liebster Karl, du werdest ihnen deinen Beyfall nicht versagen. Uebrigens habe ich dir gleich bey'm Anfange dieses Briefes gesagt, daß ich mich hier einige Tage aufzuhalten gedenke, und also diesen Brief bis zu meiner Abreise von hier zurückbehalten werde, weil ich mit Grunde hoffen zu können glaube, daß ich während meines Aufenthaltes über irgend eine interessante Begebenheit mit dir mich werde unterhalten können. Vielleicht geschieht dies Morgen schon: indessen aber lebe wohl, mein liebster Karl, und behalte mich so lieb, wie dich dein Eduard liebt!

Am 5ten des Brachmondes 17 —

Ich hätte vorgestern schon wieder Stoff gehabt, diesen Brief für dich, liebster Karl fortsetzen zu können; aber ich unterließ diese Fortsetzung geflißentlich; um dir eine der interessantesten Begebenheiten, während meiner bisherigen Reise, in einem vollständigen Zusammenhange zu geben. Hör' also mein Liebster, und danke mit mir vereint dem lieben Gott dafür, daß er deinen Freund Waller abermals zu einem Werkzeuge seiner unbegränzten Vaterliebe zu machen gewürdiget hat!

Die Hitze des vorgestrigen Tages war so groß, daß ich mich den ganzen Tag in mein Zimmer verschloß, und erst in der Abenddämmerung ausgieng, um frische Luft einzuathmen. Dies ist nun in einer dumpfen volkreichen Stadt unmöglich; ich gieng also vor eines der Stadtthore, und verfolgte einen schmalen, zwischen Gärten eingeschlossenen, Fußpfad, welcher mich nach einer guten

Viertel-

Viertelstunde in ein kleines einsames Thal führte, welches seine Existenz einigen mit Gebüschen bewachsenen Hügeln zu verdanken hat. Der Tag nahete sich bereits seinem Ende, und in dem kleinen Thale, in welchem ich mich itzt befand, fieng es schon an sehr dunkel zu werden; dies gab dem Ganzen ein so stilles feyerliches Ansehen, daß ich, der solche Szenen ungemein liebt, mich entschloß, ein wenig hier zu verweilen. Diesem Entschluß zufolge streckte ich mich an einem der Hügel, welche dem kleinen Thale sein Daseyn verschafften, in's frische Gras hin. Rings um mich war eine Todtenstille; der Neumond, der nur erst als ein schmaler Halbzirkel gen Westen stand, war kaum vermögend ein schwaches zitterndes Licht auf die umherliegende Gebüsche zu werfen — in's kleine Thal selbst streute er nur hier und dort auf erhabene Flächen sein sparsames Licht; ober mir flimmerten Millionen Sterne am dunkelblauen Firmament, und ein sanfter — erquickender Abendluft säuselte um mich her in den Gebüschen.

Ungefähr eine Viertelstunde mochte ich so, in tiefem Nachdenken über das mannigfaltig Schöne in der lieben Natur versunken, da gelegen haben, als mich plötzlich der Tritt eines Mannes daraus aufscheuchte, welcher mit schnellen Schritten herbei zu eilen schien. Ich lag zwischen einigen Gesträuchen verborgen, und konnte also alles um mich her beobachten, ohne daß man mich so geschwind entdecken konnte, und ich sah' sehr bald einen gut gekleideten jungen Mann in das kleine Thal herein eilen, welcher sich nur einige Schritte mir gegenüber in's Gras hinwarf, und gleich darauf halblaut ausrief: „Ha!, wohl mir, daß ich hier bin, wo ich, frei vom „Hohngelächter der Teufel von Menschen, meine ganze „schreck=

„schreckliche Lage überdenken kann!„ Diese wenigen Worte, mit dem Tone der vollständigsten Verzweiflung ausgesprochen, spannten meine Neugierde und Aufmerksamkeit auf den höchsten Grad; ich vergaß itzt alles um mich her, und war nur Aug und Ohr für den mir gegenüber liegenden Unglücklichen. Dieser hatte einige Minuten auf dem Rücken, die Arme ineinander geschlungen und die Augen starr gen Himmel gerichtet, da gelegen, als er sich plötzlich aufrichtete, und sich mit den Worten: „Elender! in was für einen Abgrund von Elend hast du „dich gestürzt?„ und mit geballter Faust vor die Stirne schlug, und gleich darauf in die vorige Lage zurücksank. Eben überlegte ich nun bey mir, ob ich mich itzt zeigen, und dem Unglücklichen meine Dienste anbieten, oder ob ich noch damit zuwarten sollte, als plötzlich der Unglückliche selbst dazu beitrug, meinen Endschluß zu determiniren: denn dieser sprang auf einmal mit rollenden Augen und fürchterlichem Umherschauen auf, und schrie mit hohler — gräßlicher Stimme: „Fort, fort, Verwörfenster deines Geschlechts! — Eile dahin, wo allein „noch Ruhe für dich zu hoffen ist!„ Damit zog' er ein kurzes Pistol aus der Tasche, und drückte es auf sich ab, ehe ich so viel Zeit hatte von meinem Platze auf, und auf ihn zuzuspringen. Zum Glück versagte das Gewehr, und gieng also nicht los, und ehe der Unglückliche Zeit hatte den Hahn auf ein Neues zu spannen, war ich schon bey ihm, und hatte ihm das Pistol aus der Hand gewunden. „Was ist das, Herr: was unterstehen Sie sich?„ rief der junge Mann äußerst entrüstet, und maß mich mit fürchterlichen Blicken. „Ich unterstehe mich, Sie zu „retten! antwortete ich mit sanfter, aber entschlossener

Stimme, und schmiß das Pistol weit von uns in eines der Gebüsche hinein.

„Mich wollen Sie retten? (sagte nun der unbekann„te Unglückliche mit etwas gemäßigterer Stimme) Herr! „Das ist unmöglich. — Sie haben itzt mein Leben zwar „gerettet (fieng er nach einer kleinen Pause wieder mit „wilderer Stimme an) aber nur auf wenige Stunden, „und ich danke Ihnen warlich nicht dafür, daß Sie sich „die unerbettene Mühe gaben, mir das Leben, dem „ich doch in wenigen Stunden ein Ende machen werde, „zu erhalten!„

Ich ließ mich von dem wilden — trotzigen Tone meines unbekannten Unglücklichen nicht abschrecken, und bat ihn mit höflichen antheilnehmenden Worten, mich seines Vertrauens zu würdigen, und mir die Ursachen zu entdecken, welche fähig gewesen seyen, in ihm den unglücklichen Vorsatz, einen Selbstmord zu begehen, hervorzubringen. Dies that ich wohlbedächtlich aus zweierlei Gründen, nämlich: um die Mittel, ob, und wie ich dem Unglücklichen helffen könne, zu finden, und weil ich wußte, daß sich der Grad des Unmuthes und der Verzweiflung wenigstens in etwas vermindert, und folglich das Herz eines Menschen vernünftige Vorstellungen und Trostgründe zu fassen fähiger wird, wenn es durch eine erleichternde Mittheilung Luft bekömmt und sich erweitern kann.

Meine Bitte wurde mir, nachdem ich solche nocheinmal mit den liebreichsten Worten, die ich in der Geschwindigkeit auffinden konnte, wiederholt hatte, gewähret, und der unbekannte Unglückliche fieng nach einer kleinen Pause, während welcher wir uns zusammen niedergesetzet hatten, auf folgende Art zu erzählen an.

„Sie

„Sie scheinen mir noch einer von den wenigen guten „Menschen zu seyn, mein Herr, welche an dem Glück „und Unglücke des Nebenmenschen wahren ungeheuchel„ten Antheil nehmen; und darum will ich Ihnen auch „Ihre Bitte gewähren, ob mich schon nichts von dem ein„mal gefaßten Endschluß, mein elendes — mir verhaß„tes Leben zu enden, abbringen kann! Ich bin der „Sohn eines ansehnlichen Beamten des Landes — nenne „mich B**, und bin schon seit zwei Jahren hier auf der „Akademie, um die Rechte zu studieren. Ein ziemlich „lockeres Leben (ich schäme mich nicht Ihnen das zu geste„hen, da ich ohnehin bald nicht mehr seyn werde) brach„te meinen Vater dahin, daß er, seit einem Jahre, das „mir ausgesetzte Taschengeld einem meiner Verwandten, „welcher hier ein angesehener Kaufmann ist, zuschickte, „um mir solches nach und nach zuzustellen, und dadurch „meiner Verschwendung Einhalt zu thun. Mir war al„so ein Kappzaum angelegt, und ich außer Stande ge„setzt, meine vorige tolle Lebensart, bey welcher eine „große Anzahl meiner lüderlichen Kameraden immer voll„auf gehabt hatte, fortzusetzen. Dieses verdroß meine „lockere Kameradschaft bald mehr als mich selbst, und „einer darunter, welcher Hagelsfeld heißt und ein armer „Schlucker ist, beschloß, eine andere Quelle für mich „ausfindig zu machen, um noch ferner von meiner Frei„gebigkeit Nutzen zu ziehen, und sich seine immer durstige „Kehle zu nezzen. So wurde ich nach und nach ein Spie„ler von Profession, und (wiewohl ich mich nie dazu be„reden ließ, mich im Spiele niederträchtiger Betrüge„reyen zu bedienen) ein glücklicher Spieler; ja das Glük „war mir immer so günstig, daß ich mich sehr bald in den „Stand gesetzt sah', prächtiger als vorher zu leben. So

„lebte ich nun vergnügt und fröhlich in den Tag hinein,
„und glaubte, das Ding werde nun immer so fort gehen,
„ob mich schon mein Vetter, bey dem ich monatlich mein
„Taschengeld abzuholen hatte, mit der liebreichsten Güte
„und Nachsicht vor dem Unbestande des Glückes im spie-
„len, und vor den traurigen Folgen des Spieles warnte.
„Ich elender — ich rasender Thor, der ich die weisen —
„gutgemeinten Warnungen des redlichen Mannes ver-
„lachte, und sie nun am Rande meines Lebens so wahr
„— so prophezeihend finde!! Das Glück blieb immer,
„und so sehr an meiner Seite, daß ich bald alle Spieler
„der ganzen Hauptstadt auf mich aufmerksam und nei-
„disch machte. Nun wurde ein Komplot wider mich ge-
„schmiedet, und eine der ersten Spielgesellschaften brach-
„te es leicht dahin, mich mit der Hoffnung auf reichen
„Gewinn an sich zu ziehen. Ich gewann hier mehrere
„Tage hintereinander; dies machte mich sicher, und im-
„mer nach mehrerem Gewinn lüstern. Nun wechselte
„Glück und Unglück; doch war immer der Gewinn noch
„größer als der Verlust. Um diese Zeit wurde mein Ka-
„merad Hagelsfeld, der mich zum Spieler gemacht hat-
„te, eines Schurkenstreiches wegen von der Universität
„relegirt; und nun hatten die gegen mich verschwor'nen
„Spieler zwei Augen weniger, welche auf ihre Betrü-
„gereien aufmerksam seyn konnten — und nun war auch
„der Zeitpunkt erschienen, wo diese der Komedie mit
„mir ein Ende machen wollten. Von nun an verlor' ich
„erst zehnmal, ehe ich einmal gewann, und bald gieng's
„Verlieren in Einem fort, so, daß ich nicht nur die gan-
„ze ansehnliche Summe, welche mir, trotz meinem lo-
„ckern Leben, noch von meinem Gewinn übrig war,
„sondern mein Taschengeld dazu verlor'. Mein Vetter,

„bey

„bey dem ich mein Taschengeld abzuholen hatte, wurde „davon unterrichtet — ließ mich rufen, und machte mir „sehr ernsthafte Vorstellungen; als ich aber immer der „Alte blieb, so schrieb er die ganze Geschichte meinem „Vater, und dieser wurde so erboßt darüber, daß er „nichts mehr von mir wissen wollte — mir einen schreck„lichen Brief schrieb und mir alle fernere Hilfe versag„te. Lustig zu leben gewohnt — mit rasender Wuth „darauf erpicht, das Verlor'ne wieder zu gewinnen, fieng „ich an allenthalben Schulden zu machen: aber so wie „ich eine Summe aufnahm, so verspielte ich solche wie„der, und kam dadurch immer tiefer in's Elend. Heute „frühe nun — verflucht sey' er, dieser Tag! — borgte „ich von einem Juden 20. Dukaten auf einen Wechsel biß „Ende dieser Woche, unb gab vor, daß ich biß dahin „Geld von Haus bekommen würde, und diese 20 Duka„ten itzt nur vonnöthen hätte, um einen meiner Freun„de schnell aus einer Verlegenheit zu reissen. Diese 20. „Dukaten, das letzte einzige Hilfsmittel das mir noch „übrig blieb - Herr! schaudert Ihnen nicht die Haut, „indem ich's erzähle? — verspielte ich diesen Nachmitta„ge biß auf den letzten Kreuzer, und das laute Hohnge„lächter der ganzen Spielgesellschaft schallte mir nach, „als ich wie ein Rasender aus der Stube, und die Trep„pe hinab stürzte. Uebermorgen ist die Woche zu Ende; „übermorgen würde der Hebräer seine 20. Dukaten haben „wollen: ich würde sie ihm nicht bezahlen können, und „dies würde dann auch meine übrigen Gläubiger rebel„lisch machen: Begreifen Sie's nun, mein Herr! daß „mir nichts übrig bleibt, als zu sterben, und damit der „unauslöschlichsten Schande — dem namenlosesten Elen„de mich zu entreissen?„

Hier schwieg der unglückliche B**, und sah' mir mit wilden fixirenden Blicken in's Gesicht: bald darauf aber brach er in die fürchterlichsten Verwünschungen gegen sich, gegen seinen Verführer Hagelsfeld, gegen das Spiel, und gegen diejenigen aus, welche ihm sein Geld abgespielt hatten, wobei er sich bald verzweiflungsvoll vor die Stirne schlug, bald wieder ganz trostlos die Hände rang, biß endlich ein hervorbrechender Thränenstrom seinem gepreßten Herzen Luft machte.

Nun fieng ich an den unglücklichen Jüngling zu trösten, und wandte alles an, ihn zu beruhigen. Ich versprach ihm auf's feyerlichste, mich seiner werkthätig anzunehmen, und ihm Verzeihung bey seinem Vetter, ja selbst bey seinem Vater zu bewirken; nur sollte er mir dagegen versprechen, für die Zukunft das lüderliche Leben, und das verderbliche Spiel zu meiden. Zum Merkmale, daß es mir wahrhaft ernst seye, ihn dem Elende und dem Verderben zu entreissen, gab ich ihm auf der Stelle die 20 Dukaten, um den Juden damit befriedigen zu können; sagte ihm aber dabei mit einiger Würde: daß ich meine Hände von ihm abziehen, und ihn ganz seinem Elende überlassen würde, wenn er etwann neuerdings hingehen, und auch diese 20 Dukaten auf's Spiel zu setzen sich gelüsten lassen wollte.

B** hatte mich mit ineinander geschlungenen Armen, und tiefer Aufmerksamkeit angehört, und ich schwieg schon eine gute Weile, ehe er aus dem tiefsten Nachdenken erwachte, und mir mit Schluchzen um den Hals fiel, und immer mitunter rief: „O mein Schutzengel! Mein „Erretter!" bis endlich ein neuer Thränenstrom ihn vollends am Reden hinderte, und er einige Augenblicke

sprachlos

sprachlos mit dem Kopfe auf meiner rechten Schulter liegen blieb. Bald erholte er sich wieder, und nun dankte er mir mit der tiefsten — sichtbarsten Rührung, und versprach mir feyerlich, von nun an ein besserer Mensch zu werden, und Zeitlebens das verfluchte Spiel (wie er sich ausdrückte) und alle lüderliche Bekanntschaften wie Gift zu vermeiden. Zum ersten Beweise, daß es ihm mit seiner Besserung eben so ernst seye, als mir mit meiner ihm versprochenen Hilfe, versprach er, mir den folgenden Tage den dem Juden ausgestellten Wechsel zerissener zu überliefern.

Nun umarmte ich den armen unglücklichen B** — nannte ihm den Gasthof, in welchem ich wohnte, und bat ihn, den folgenden Tag zum Frühestück zu mir zu kommen, wo wir dann zusammen den Plan entwerfen wollten, wie ihm am sichersten zu helfen, und die Verzeihung seines Vaters zu erlangen wäre; und damit giengen wir nach der Stadt zurück.

Im Zurückgehen nach der Stadt fieng B** an sehr bescheiden nach meinem Namen und Stand zu fragen, und als ich seine Neugierde befriediget hatte, blieb er plötzlich stehen — ergriff mit Wärme eine meiner Hände — drückte solche an seine Brust, und rief voll Enthusiasmus aus: „Gott im Himmel! Ein fremder — mir gänz„lich unbekannter Mann nimmt sich meiner so liebreich „an, und entreißt mich so großmüthig dem Elende und „dem Verderben! — O Dank — tausend — millionfacher „Dank, edler — großmüthiger Menschenfreund!“ Ich unterbrach seine enthusiastische Deklamationen, und sagte mit einer Art von Feyerlichkeit: „Nicht mir, lieber „B** sondern der allgütigen Vorsehung danken Sie, wel„che

„che mich Ihnen in dem Augenblicke zuführte, wo Sie „sich als ein Verzweifelter Leben und Seligkeit rauben „wollten! Diese Begebenheit sey' Ihnen für die Zukunft „eine immerwährende Lehre, nie wieder an der grundlo= „sen Güte und Barmherzigkeit des allliebenden Gottes „zu zweifeln! Schwäche, nicht Stärke des Geistes ist's „— glauben Sie mir's liebster B** ! — was zum Selbst= „mord verleitet. Ein Mann hält männlich aus; ein „Christ vertraut mit felsenfester Zuversicht auf die allie= „bende Vaterhand Gottes; nur schwachen weiblichen „Seelen, oder elenden Gottes und Religionsverächtern „scheint nichts als der Selbstmord übrig zu bleiben, um „einem sie getroffenen Unglücksfalle, oder jedem andern „schweren Leiden entfliehen zu können. Nach diesem, in „Hinsicht auf die unermeßliche Ewigkeit, kaum minuten= „langen Leben wartet ein ungleich besseres Leben unser, „sonst wäre das Vieh unstreitig ein glücklicheres Geschöpfe „als der Mensch, da es nur selten von phisischen Leiden, „und niemals von moralischen gequälet wird: folglich „können wir uns, selbst bey dem drückendsten Elende, „mit der ewigwährenden — überirdischen Glückseligkeit „jenseits des Grabes trösten, wenn auch hienieden unser „ganzes Leben eine Kette von Jammer und Elend seyn „sollte. Niemals also, liebster B**, lassen Sie sich „wieder durch irgend einen Unglücksfalle zu dem End= „schlusse, ein Selbstmörder zu werden, verleiten, son= „dern tragen Sie als Mann die Ihnen auferlegte Bürde „— dulden Sie als Christ Ihre Leiden, und vertrauen „Sie auf den, der ober uns ist, und welcher noch keinen, „der sein ganzes — inniges Vertrauen auf ihn und seine „allliebende Vaterliebe setzte, vom Schicksale ganz zu „Boden drücken ließ!“

Ich hielt diese kleine Anrede mit gutem Vorbedachte, weil ich theils B**'s schwärmerischen Dankesergießungen die rechte Richtung geben wollte, theils, um einem neuen Rückfalle in Verzweiflung vorzubeugen, wenn ich wider Verhoffen, nicht so glücklich seyn sollte, Vergebung bey den seinigen für ihn zu erlangen.

B** fiel mir, als ich meine kleine Anrede geendet hatte, auf ein Neues um den Hals, und wiederholte auf's feurigste sein voriges Versprechen, von nun an ganz ein anderer und besserer Mensch zu werden.

Itzt waren wir am Stadtthore, und ich trennte mich mit einer Umarmung von B**'n, nachdeme ich ihn nochmal gebethen hatte, den folgenden Tag das Frühstück mit mir einzunehmen.

Während dem Abendessen erkundigte ich mich bey meinem Wirthe, ob denn hier die Hazardspiele nicht auch, wie in allen polizirten Staaten, verboten seyen? „Ver„boten sind sie nun freulich, Eure Gnaden, (antwor„tete der Wirth) aber wir haben hier, leider, das Un„glück, daß es bey 'm verbieten bleibt, ohne daß man „sich darum bekümmert, die Ausübung der Verbote gel„tend zu machen. Man läßt's dabei bewenden, die „schärff'sten Verbote wider diesen oder jenen Unfug am „Rathhanse und an den Stadtthoren anzukleben, und „dabei bleibt's dann auch; ja die Herren von der Regie„rung begehen öfters selbst denjenigen Unfug, den sie „des Morgens durch ein öffentliches Mandat verboten hatten. So sind z. B. die Hazardspiele bey schwerer „Strafe verboten: und ich kenne hier zween Regie„rungsräthe, welche in ihren eigenen Häusern eine Pha„raobank halten, und halbe Nächte mit spielen zubrin„gen."

„gen.„ „Steuret denn der Fürst diesen Unfugen nicht?„
„fragte ich weiter. „Ach unser gnädigste Fürst! (rief der
„Wirth mit einem Seufzer) Sehen Eure Gnaden! der
„Herr ist gut; aber zu gut, und da ist's dann den Un=
„terthanen immer gefehlt. Kömmt man zu ihm, und
„beklagt sich über Dies und Jenes, so weis't er Einen
„an die Regierung, und dann ist's, weis Gott im Him=
„mel, gerade, als wenn man bey'm Teufel gegen [die
„Sünde Hilf suchen wollte.„

Mir gefiel das gesunde Raisonement des Mannes, und ich ließ mich in ein weitläuftigeres Gespräche über die hiesige Verfassung mit ihm ein, in welchem ich meinen Wirth immer näher als einen Mann von der richtigsten Beurtheilungskraft, und die hiesige Regierungsverfassung von der traurigsten Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatte.

Gestern Morgens kam B** schon um 7. Uhr zu mir, und überlieferte mir, nachdem ich ihn gleich bey'm Eintritte auf's freundschaftlichste umarmt hatte, seinem Versprechen gemäß den vom Juden zurückerhaltenen bezahlten Wechsel unter den feurigsten Danksagungen; und nun befahl ich meinem Philipp das Frühstück zu bringen.

Während dem frühstücken entdeckte ich B**'n den Plan, welchen ich für ihn zur Aussöhnung mit den seinigen entworffen hatte. Dieser bestand hauptsächlich darinn, daß man erst versuchen sollte die Gewogenheit des Vetters wieder zu gewinnen, um durch dessen Verwendung und Beistand bey'm Vater selbst Verzeihung, und die vorige väterliche Liebe zu erhalten. Dieses Geschäffte erbot' ich mich nun ganz auf mich zu nehmen, und diesem zufolge gieng ich, sobald ich angekleidet war,

zu

zu dem Vetter B**'s, und bat B**'n, meiner indessen im Gasthofe zu warten.

Ich fand B**'s Vetter in seiner Schreibstube im Schlafrocke und Pantofeln, mit einer weissen Schlafmütze auf dem Kopfe, und mit dem Rücken gegen der Thüre sitzen — stand schon eine gute Weile neben ihm, und hätte wahrscheinlich noch lange neben ihm stehen können, ohne von ihm bemerkt zu werden, wenn nicht sein Buchhalter ihn an meine Anwesenheit erinnert hätte, so tief hatte er sich vermuthlich in Wechsel und Agio = Rechnungen vergraben. Auf das Zurufen des Buchhalters rückte er langsam den Stul — nahm phlegmatisch die Mütze vom Kopfe, und fragte mich mit gedehnter Stimme, ungefähr so, als wenn einer eben aus einem tiefen Schlummer erwacht: „Was ist zu Ihren Diensten? „mein Herr!„ Ich versicherte ihn: daß ich mich meines Anbringens nur unter vier Augen entledigen könne, und daß dieses Anbringen von einer Beschaffenheit seye, welche Aufmerksamkeit und Ueberlegung erfordere; ich wollte also zu einer andern Stunde zu ihm kommen, wenn er eben itzt zu sehr mit andern wichtigen Geschäften beladen seye, um diesem, in seiner Art, nicht minder wichtigem Geschäfte seine ganze Aufmerksamkeit wiedmen zu können. Herr R** (so heißt der Vetter B**'s) entschuldigte sich hierauf, daß er mich vorhin so lange habe stehen lassen, und führte mich mit etwas mehrerer Höflichkeit die Treppe hinauf auf sein Wohnzimmer. Hier bat er mich, neben ihm auf dem Sopha Plaz zu nehmen, und mich meines Anbringens zu entledigen.

Ohne dich nun mit einer langweiligen Beschreibung aufzuhalten, liebster Karl, wie ich's angegriffen, Herrn R**

R** erst von meinem Bekanntwerden mit seinem jungen unglücklichen Vetter, und von der Gefahr, in welcher dieser gestern geschwebt hatte, zu unterrichten, und welcher rhetorischen Figuren und Kunstgriffe ich mich dann bediente, um erst sein Herz zu erschüttern, und dann mit herzlicherer Sprache zu rühren, sage ich dir blos, daß es mir nach einer guten halben Stunde glückte, B**'n die Zuneigung seines Vetters wieder zu verschaffen, und diesen Vetter auch dazu zu bereden, für den unglücklichen B** bey dessen Vater sich zu verwenden, und alles anzuwenden, ihm auch da gänzliche Vergebung zu verschaffen; nur sollte B** selbst kommen, und seinem Vetter sowohl auf's feyerlichste Besserung geloben, als auch aufrichtig alle seither gemachten Schulden angeben.

Ich dankte dem Himmel es so weit gebracht zu haben — dankte Herrn R**, im Namen des unglücklichen B**'s, für seine Güte und Großmuth, und versprach, B** Nachmittags mitzubringen, wobey ich nochmal im voraus für dessen ernstliche Besserung gut sagte: doch glaubte ich anmerken zu müssen, daß ich's für räthlicher hielte, den jungen B** auf eine andere Universität zu schicken, um ihm alle Gelegenheit zum fernern Umgange mit seiner lüderlichen Kameradschaft für die Zukunft zu benehmen. Herr R** stimmte darinn vollkommen mit mir zusammen, und schied' itzt (nachdem ich ihm auf sein dringendes Bitten meinen Namen und Stand gesagt hatte) mit vielen Komplimenten und Zeremonien erst unter der Thüre seines Hauses von mir. Was doch bey Alltagsmenschen Stand und Vermögen für Wirkungen hervorzubringen im Stande sind! dachte ich lächelnd bey'm Nachhausegehen.

B**

B** wartete meiner, und kam mir an der Treppe mit einem Gesichte, auf welchem Angst und Hoffnung sichtbarlich ausgedrückt waren, entgegen. „Ich bringe „Ihnen Trost und frohe Aussichten mit, lieber B**!“ rief ich, sobald ich ihn erblickte, und gieng, Arm in Arm geschlungen, mit ihm auf mein Zimmer.

Hier erzählte ich ihm weitläuftig mein Gespräche mit seinem Vetter — behielt ihn bey'm Mittagessen, und nahm ihn dann Nachmittags mit zu seinem Vetter, nachdeme ich ihn vorher unterrichtet hatte, wie er sich da zu betragen, und was er zu sagen habe.

Wir wurden sehr freundschaftlich von Herrn R** empfangen — eine kleine Strafpredigt ausgenommen, die dieser B**'n über seine bisherige wüste Lebensart, und des wenigen Vertrauens wegen hielt, das er zu ihm gehabt hatte, einem Fremden mehr als ihm anzuvertrauen, da er ihm doch niemals Ursache zu so einem Mißtrauen gegeben habe. B** handelte ganz nach der ihm von mir gegebenen Vorschrift — entschuldigte sich nicht, sondern demüthigte sich, und versprach auf's feyerlichste, sich ganz zu bessern, und den seinigen nie wieder Ursachen zum Kummer und Unmuth zu geben. Nun ward der Friede zwischen Beiden geschlossen; B** gab seine Schulden (welche sich auf 400 Rchsthlr. beliefen) aufrichtig an, und Herr R** war so großmüthig, die Hälfte davon auf sich zu nehmen, um die Aussöhnung mit dem Vater desto leichter zu Stande bringen zu können, zu welchem Ende er versprach, gleich Morgen an denselben zu schreiben, und seine ganze Beredsamkeit anzuwenden, um dem reuigen B** vollkommene Verzeihung zu bewirken.

Nun war ein Jubel und eine Freude. Der dankbare B** gieng wechselweise aus der Umarmung seines nun mit

mit ihm ausgesöhnten Vetters in die meinige, und konnte lange vor Thränen nur einzelne Worte hervorbringen. Ich sah' dies Schauspiel mit stillem Entzücken an, und dankte dem Allliebenden, der mich würdig geachtet hatte, das Werkzeug zur Rettung eines seiner, dem Verderben nahen, Geschöpfe zu seyn.

Wir brachten den Nachmittag und Abend ganz vergnügt hin, und ich fand im nähern Umgange mit Herrn R** (welchen meine Verwendung für seinen unglücklichen Vetter ganz zu meinem Freunde gemacht hatte) daß dieser, im ganzen, ein guter Mann ist, und daß ihm, um ganz gut zu seyn, nichts mangelt, als um einen Grad weniger Kaufmann zu seyn; dies will so viel sagen: Herr R** ist zu sehr Kaufmann, um nicht die, überall hervorstechende, Gewinnsucht zum alleinigen Endzwecke all' seines Dichtens und Trachtens zu machen.

Von B**'s Danke sage ich dir nichts mehr, liebster Karl, weil du dir ohnehin vorstellen kannst, wie dem zu Muthe seyn muß, der sich, im Hinabstürzen in einen unabsehlich tiefen Abgrund, unvermuthet von der Hand eines Freundes zurückgerissen und gerettet sieht.

Für heute genug; denn es ist schon spät: aber Morgen denke ich dir meine Gedanken über die Schädlichkeit der Spielsucht überhaupt mitzutheilen, und ich hoffe, dies Raisonement soll' dir nicht unangenehm zu lesen seyn. Und hiemit gute Nacht, liebster Karl!

Am 6ten des Brachmondes 17—

Ich hab' dir gestern meine Gedanken über die Schädlichkeit der Spielsucht versprochen, liebster Karl, und will nun dies Versprechen erfüllen — ist heute ohnehin ein

düsterer — regnerischer Tag, welcher so recht zu ernsthaften Betrachtungen gemacht scheint.

Daß die Spielsucht eine Pest ist, welche schon Tausende hingeraft, und unglücklich gemacht hat, dies ist eine Wahrheit, welche von der ältern und neuern Geschichte authentisirt ist; und ich würde daher nur wiederholen, was schon eine große Anzahl weiserer Menschen vor mir gesagt hat, wenn ich diese Wahrheit ausführlich beweisen wollte. Hier werde ich mich also nicht mit den Beweisen, daß die Spielsucht eine der schädlichsten Leidenschaften seye, aufhalten, sondern vielmehr zu beweisen mich bemühen, in wie ferne, und auf welch' mannigfaltige Art diese Leidenschaft den Menschen in's Verderben zu stürzen fähig ist.

Spielsucht ist sehr treffend mit derjenigen Art von epidemischen Seuchen zu vergleichen, welche wir unter dem Namen, Pest, kennen: denn sie ist so epidemisch, wie die Pest — schleicht sich so unbemerkt in's menschliche Herz, wie die Pest, und tödtet so bald alle edlere Empfindungen im menschlichen Herzen, wie die Pest den Körper des Menschen bald tödtet, wenn ihr nicht frühzeitig mit den kräftigsten Arzneimitteln Einhalt gethan wird. Ein Mensch, welcher sich der Leidenschaft des Spieles ergiebt, ist beinahe anzusehen, als wenn er nicht mehr wäre: denn er ist todt für Tugend und Religion — todt für seine Berufsgeschäfte — todt für seine Familie — todt für seine Freunde — todt für das gesellige Leben — todt für die ganze Welt. So ein unglücklicher Mensch lebt nur für seine Leidenschaft — für das Spiel, und wird doch dabei niemals seines Lebens froh, weil er in einer ewigen Unruhe der Empfindungen, wie in einem schnell sich drehenden Wirbel, umhergetrieben wird, und sich

daher

daher von seiner Betäubung niemals erholen kann, sondern immer betäubter werden muß, biß endlich ein schaudervoller Gegenstoß des Elendes dem Umherwirbeln seiner Empfindungen plözlich Einhalt thut, und der Unglückliche am Rande des Verderbens aus seiner Betäubung erwacht.

Dies ist nur eine Uebersicht im Ganzen — nur ein flüchtiger Blick auf das mannigfaltige Elend, welches die Spielsucht unter den Menschen anzurichten fähig ist. Laß' mich nun etwas mehr in's Detail gehen, liebster Karl! um die schrecklichen Folgen dieser Leidenschaft noch anschaulicher darzustellen.

Ich kannte einen jungen Edelmann, den im Hause seiner Aeltern ein Bedienter zum spielen verleitete, und dadurch den unglücklichen Jüngling in's Verderben stürzte. Erst spielten sie miteinander nur um Stecknadeln, dann um Pfenninge, und zulezt um Kreuzerstücke. Der Verlust war also jedesmal sehr geringfügig in Rücksicht auf die Summen die sie wechselseitig aneinander verlohren; aber um so viel größer und trauriger war der Verlust, den sich der junge Edelmann an seiner Moralität zuzog: denn er wurde sehr bald um Stecknadeln, Pfenninge, und Kreuzerstücke ein leidenschaftlicherer Spieler, als mancher es an der von Gold und Silbermünzen blinkenden Pharaobank ist. Die Folgen davon waren die gewöhnlichen; das heißt: die traurigsten. Der junge Edelmann fuhr auch außer dem Hause seiner Aeltern fort ein leidenschaftlicher Spieler zu seyn — wurde immer ein leidenschaftlicherer — hängte Wissenschaften und Kenntniße (wie man zu sprechen pflegt) an den Nagel hin — machte in der Folge ungeheure Schulden — wurde zur Strafe von seinem Vater unter das Militair gesteckt — hörte

hörte auch da nicht auf ein Spieler zu bleiben — bekam im Spiele mit einem seiner Kameraden Händel, und wurde von diesem im Duelle erstochen.

Dies ist nur ein einziges Beispiel von den schrecklichen Folgen der Spielsucht; und o! was für eine Menge ähnlicher, mehr oder minder schrecklicher, Beispiele könnten diesem einzigen an die Seite gestellet werden!

Jedesmal durchfährt mich Schrecken und Unwillen, wenn ich Aeltern sehe, welche für ihre Kinder das spielen mit Karten zu einem ihrer Zeitvertreibe wählen. Ach wie glücklich würde sich vielleicht manches dieser Kinder in der Zukunft schätzen, wenn es nie den Gebrauch der Karten kennen gelernt hätte! So denke ich jedesmal bey solchen Gelegenheiten. Will man ja Kindern das spielen mit Karten als einen Zeitvertreib erlauben (wiewohl es hunderterlei Zeitvertreibe für Kinder giebt, die belehrender, und folglich auch als Zeitvertreib nützlicher für sie sind) so lasse man sie um nichts miteinander spielen: denn auch das spielen um Haselnüsse belebt den Reiz nach Gewinn, und wird am Ende Leidenschaft. Plato fand einst einen seiner Schüler bey'm Spiele, und sah', daß dieser mit sichtbar heftiger Begierde spielte. Der Philosoph machte ihm deswegen Vorwürfe, und der Schüler suchte sich damit zu entschuldigen, daß er ja nur um sehr weniges spiele. „Aber (erwiederte ihm Plato) rechnest du denn „die Leidenschaft des Spielens für nichts, in die dich „dies kleine Spiel hineingestürzet hat?“ Ha wie herrlich — wie wahr war dieser Einwurf! Die Oberhand, welche die Leidenschaften über den Menschen erhalten, sind für ihn ein ungleich größeres Unglück, als Millionen Verlust.

Bey manchem Menschen ist der Hang zum Müssiggange — bey manchem der Hang zur Gewinnsucht — bey manchem die an sich unschuldigste Absicht des Zeitvertreibes die Quelle der Spielsucht. Um nun die schrecklichen Folgen dieser traurigen Leidenschaft recht in ihrer ganzen Größe von Schrecklichkeit darzustellen, will ich jeden dieser drei vorausgesetzten Fälle insbesondere zu zergliedern mich bemühen.

Aus dem Müssiggange, dieser Urquelle aller Thorheiten, und Laster, entspringt auch die leidige Spielsucht. Menschen, welche dem Müßiggange ergeben sind (eine Art Menschen, welche nirgends mehr als in großen Städten anzutreffen ist) wissen mit dem langen Tage nichts anzufangen; der langen Tage sind das ganze Jahr hindurch so viele für sie; in allen Arten von Zerstreuungen, und Zeitverkürzungen haben sie sich erschöpft, und alle sind ihnen nur zu geschwind zum Ekkel geworden, weil steter Müssiggang dem Müßiggänger bald selbst, wie eine ungesalzene Speise, zum Ekkel wird: und so gerathen sie endlich, unter tausend Versuchen die dem Weisen unschäzbare Zeit zu tödten, auch auf das Spiel. Wohl nun diesen Menschen, wenn sie auch an dieser Art von Zerstreuungen bald satt werden: aber nur zu viele glauben im Spiele eine Annehmlichkeit — eine Ergötzung zu finden, welche sie bisher bey allen genossenen Arten von Zeitverkürzungen vermisseten. So wird ihnen das Spiel erst die angenehmste Unterhaltung, und dann in der Folge nur zu bald Bedürfniß. Sie leben und weben nun allein im Spiele, und das ist Spielsucht diese Harpye für's menschliche Geschlechte.

Die leidige Gewinnsucht ist ebenfalls für so viele Tausende eine Quelle, woraus Spielsucht entspringt,

und

und es pflegt dieses hauptsächlich bey zwo Gattungen von Menschen der traurige Fall zu seyn. Ein von tausend Erfahrungen authentisirter Satz ist, daß Reichthum meistens nach größerm Reichthume lüstern macht. So bedient sich nun die Gewinnsucht des Spieles, um ihre Sklaven reicher zu machen, und macht sie eben dadurch gemeiniglich arm. Nie wird ein Spieler, welcher nach Gewinn lechzet, sich mit den erworbenen Summen begnügen; immer wird er nach größerm Gewinn lechzen, und eben dieses wird ihn am Ende arm machen und in's Verderben stürzen: denn wann hat jemals das Glück (besonders das Spielglück) sich beständig bewiesen, und denjenigen, welcher sich ihm blindlings anvertraute, bis an's Ende seiner Laufbahn begleitet? Nur eine, unter den Millionen von Menschen, kaum merkbare Anzahl durch's Spiele reich gewordener Menschen ließ sich das Erworbene genügen, und hörte zu spielen auf. Immer nach größerm Gewinne lüstern — fest auf ihr bisheriges Glücke sich stützend, sehen solche unglückliche Menschen das Spiel für eine nie versiegende Goldgrube an, und wüthend wollen sie das Glück ertrozen, wann es plötzlich unter ihnen weicht, und aufhört ihre Stütze zu seyn. Was vorhin Gewinnsucht nach immer größerm Reichthume war, das wird nun Gewinnsucht nach dem verlornen Reichthume; und so werden die, welche vorhin immer reicher werden wollten, immer ärmer — so erzeugte die Gewinnsucht erst die Spielsucht in ihrem Herzen, und die Spielsucht macht sie arm, und führt sie an den Abgrund des Verderbens, oder stürzt sie, mit Beihülfe ihrer schwarzen Gefährtin der Verzweiflung, vollends in denselben hinein. Soviel von der ersten Gattung von Menschen, bey welchen Gewinnsucht die Quelle derjenigen Geisel der Menschheit ist,

die wir unter dem Namen, Spielsucht, kennen; und nun auch ein paar Worte von der zweiten Gattung von Menschen, bey welcher dieses der traurige Fall zu seyn pflegt.

So wie Reichthum meistens nach größerm Reichthume lüstern macht, eben so macht Armut, bey einem großen Theile von Menschen, nach Reichthume lüstern. Wählt nun der Arme erlaubte Mittel reich zu werden; sucht er durch Fleiß und Thätigkeit diesen Zweck zu erreichen: dann wohl ihm; denn er wird, wenn auch nicht reich werden, doch nie, oder nur sehr selten, arm und elend bleiben. Aber, ach, wie viele wählen gerade den verkehrtesten Weg zu diesem Zweck zu gelangen; und dahin gehören denn auch diejenigen Unglücklichen, welche wähnen durch's Spiele reich zu werden. Solche Unglückliche ergeben sich im Anfange dem Spiele nicht aus Leidenschaft, sondern aus Bedürfniß; das Glück scheint sie zu begünstigen; sie gewinnen im Anfange einige Summen; und nun werden sie immer nach größerm Gewinne lüstern — leidenschaftliche Spieler. Was solchen Menschen im Anfange Bedürfniß schien, dies wird itzt Spielsucht, und diese führt sie durch mannigfaltige Schneckengänge von Gewinn und Verlust, Glück und Unglück in's Verderben. Gewinnsucht ist also auch für diese Gattung von Menschen die Quelle, woraus das menschenfeindliche Ungeheuer, die Spielsucht, entspringt.

Ich will nun auch den dritten Fall zergliedern, den ich als eine Quelle der Spielsucht vorausgesetzt habe. Ich habe gesagt: daß bey manchem Menschen die an sich unschuldigste Absicht des Zeitvertreibes die Quelle der Spielsucht werden könne, und dieses läßt sich, leider, nur zu leicht

leicht beweisen. Viele Menschen haben an sich einen zu eingeschränkten Verstand, oder haben eine zu schlechte Erziehung genossen, um einen edlern Zeitvertreib, als das Spiel verschaft, zu kennen. Diese lieben also das Spiel als ihren angenehmsten Zeitvertreib, ohne jedoch das Spielen als etwas anderes, als Zeitvertreib, zu betrachten; das heißt: Solche Menschen spielen weder aus Hang zum Müßiggange, weder aus Hang zur Gewinnsucht, sondern blos um sich in müßigen Stunden zu ergötzen. Wer sollte nun hier befürchten, daß eine schädliche Spielsucht daraus entstehen könnte? — Und doch ist dieses nur zu oft der traurige Fall. Niemand kann sich so leicht einen Begriff davon machen, wie geschwind das tägliche Spielen Leidenschaft werden kann, als welcher selbst die traurige Erfahrung davon gemacht hat. Du weißt, Karl! daß sich unser Freund S*** frühzeitig nach derjenigen Stufe von Weisheit, welche den Menschen allein wahrhaft glücklich zu machen fähig ist, mit nie erkaltender Anstrengung sehnte — daß er sich frühzeitig gewisse unerschütterliche Grundsätze eigen zu machen suchte, und mit ängstlicher Genauigkeit von jeher an ihnen hieng — sie als die Wegweiser auf der müheseligen Laufbahne seines Lebens betrachtete: und doch — kaum sollte man dies glauben — und doch wäre S*** in seinen jüngern Jahren bey einem Haare von seinen herrlichen Grundsätzen abgekommen — hätte sich bey einem Haare von der giftigen Spielsucht hinreissen lassen, wenn ihn nicht ein edelmüthiger Freund, noch bey guter Zeit, vom Rande des Abgrundes, an welchem er schwebte, zurückgerissen, und in die Arme der Vernunft zurückgeführt hätte. Ich kann also mit Grunde behaupten, daß das Spielen, selbst beym weisern Manne, Leidenschaft

 und

und Spielsucht werden kann, wenn er es zu einem seiner Lieblingszeitvertreibe macht; welches aber freilich bey'm weisern Manne nur selten der Fall zu seyn pflegt. Im Ganzen wollte ich nur damit beweisen, wie gefährlich es seye, dem Spiele, selbst als Zeitvertreib, sich zu ergeben, und wie leicht das Spielen bey Leuten von eingeschränkterm Verstande, zur Leidenschaft und Spielsucht werden könne, da dieser Gefahr zu entgehen selbst der weisere Mann nicht allemal Kräfte genug hat. Nichts ist beinahe verführerischer als das Spiel, und nur zu oft wandelte sich der Spieler aus Zeitvertreib und um geringfügige Summen, zu einem Spieler aus Leidenschaft und Gewinnsucht um. Es kann also auch blosse Absicht sich die Zeit zu verkürzen, eine Quelle der leidigen Spielsucht werden.

Nachdem ich nun die Hauptquellen der Spielsucht zergliedert dargestellt habe, so will ich auch noch etwas von diesem Land und Leute verderbenden Uebel, und von dessen schädlichen Einfluß ins Ganze des Staates, und der Gesellschaft, sagen.

Nie ist ein Laster allein, immer hat es ein Gefolge von mehrer oder minder abscheulichen Lastern bey sich, um den Menschen stufenweise ins Verderben zu stürzen; und so auch die Spielsucht. (*) Niedrige Gewinnsucht, menschenfeindliche Schadenfreude, viehischer Zorn, unmäßiges

(*) Wem es zu strenge vorkömmt die Spielsucht, welche man gewöhnlich nur unter die Thorheiten der Menschen zu setzen pflegt, hier unter der Rubrike, Laster, zu finden, dem sage ich; Nach meinen Begriffen hört all' dasjenige auf Thorheit zu heissen, und ist Laster, was den Menschen unmittelbar, sowohl für seine Bestimmung hienieden, als für die noch ungleich edlere jenseits des Grabes, unfähig zu machen im Stande ist.

Anmerk. des Verfaßers.

mäßiges Trinken, gräßliches Fluchen, nicht selten schreckliche Gotteslästerungen sind die gewöhnlichen Gefährten der Spielsucht. Was läßt sich also von einer Sache denken, welche so schändliche Laster zu ihrem Gefolge hat? — Die Spielsucht ist ein Kind der Gewinnsucht und des Müßigganges. Sie raubt also dem Staate seine nützlichen Bürger, macht aus ihnen Müßiggänger und nichtswürdige Taugenichtse, oder nach Raub lechzende Ungeheuer, die vom Schweiße des arbeitsamern Mitbürgers sich nähren. Fällt nun vollends der Spieler so tief, daß er zum Betruge im Spielen seine Zuflucht nimmt (welches größtentheils da der Fall zu werden pflegt, wenn Gewinnsucht auf einer Seite die Oberhand im menschlichen Herzen erhält, und Unglück auf der andern Seite den Spieler begleitet) so wird aus dem Spieler vollends ein fühlloser Barbar, der auf die Ruinen seines Mitbruders sein verfallenes Glück wieder aufzubauen sucht, unbekümmert, ob einer, oder hunderte dadurch arm und elend werden. Von Spielern, welche selbst im Glücke das Falschspielen zu einem eigenen Gewerbe zu machen sich nicht scheuen, schweige ich; denn diese sind zu tief unter die Menschheit gesunken — sind zu unfähig einer Besserung, als daß sie einiger Erwähnung würdig wären, dieß sind Ungeheuer, welche unwürdig sind das Licht der Sonne zu sehen, und unter Menschen zu wohnen.

Eben so schädlichen Einfluß hat die Spielsucht in das gesellige Leben. Nie wird ein Spieler von Profeßion ein antheilnehmender Freund — nie ein guter Hausvater zu seyn fähig seyn. Jede tobende Leidenschaft macht fühllos; da also Gewinnsucht, die erste und vornehmste Gefährtinn der Spielsucht, den Spieler von Profeßion auf

auf jedem seiner Tritte begleitet, so muß nothwendig alles edle Gefühl von Verwandten und Nächstenliebe in ihm ersticken, ja selbst die Bande des Blutes können nicht stark genug seyn ihn fest zu halten; er wird sie mit leidenschaftlicher Wuth zerreissen — wird taub für das Flehen seiner trostlosen Gattin, seiner unglücklichen Kinder seyn, und sich wie ein Unsinniger in den Strom der Spielsucht hineinstürzen — wähnen, daß er in einem sanft rauschenden Bache dahin schwimme, bis ihn dieser verführerische Strom in einen Wirbel hineinzieht, worinn tausend zackichte Felsen des Elendes seine Seele zerfleischen, und schwarze Verzweiflung sein Los wird. So verbreitet das Gift der Spielsucht seinen schädlichen Einfluß über den Staat, indeme es diesem aus guten arbeitsamen Bürgern böse nichtswerthe Taugenichtse macht; so verbreitet das Gift der Spielsucht seinen schädlichen Einfluß über die Gesellschaft, indeme es die Bande des geselligen Lebens, ja selbst die Bande des Bluts, zerreißt.

Und wenn all' dieses nicht wäre; was für eine elende der angebohrnen Würde eines Menschen zuwiderlaufende Unterhaltung ist das Spiel! Es ist ein schmerzlicher Anblick, eine Gesellschaft von Menschen zu sehen, welche Tagelang am Spieltische mit ernsthafter - tiefsinniger Miene wie angenagelt sitzen, und mit ängstlicher Unentschlossenheit eine Handvoll gemalter Bilderchen durchblättern — bald an diesem, bald an jenem ziehen, und zehnmal bey sich überlegen, welches davon auf den Tische zu legen wohl das zuträglichste für sie seyn werde. Es ist ein schmerzlicher Anblick zu sehen, wie Menschen das, was für sie höchstens eine Erholung nach den Geschäf-

schäften seyn sollte, selbst zum Geschäfte machen — zu sehen, wie diese die geringfügigste Sache von der Welt als eine höchstwichtige Sache behandeln. Es ist endlich ein schmerzlicher Anblick, sehen zu müssen, wie so oft die Unterhaltung des Spiels so vielen edlern Vergnügungen, deren der Mensch fähig ist, vorgezogen wird. Kömmt man nun vollends in eine Gesellschaft, wo Hazardspiele um große Summen gespielt werden, so hat man einen noch schmerzlichern Anblick, und der Menschenfreund vermags da nicht lange auszuhalten. Wenn man sieht, wie da das blinde Ungefähr allein herrscht — wie es die Spielenden von Hoffnung in Freude, von Freude in Angst, von Angst in Wuth, von Wuth in Hoffnung, von Hoffnung in Freude, von Freude in Angst, und so immer in einem Wirbel der heftigsten Empfindungen umherschleudert; wenn man sieht, wie da die Hoffnung auf reichen Gewinn, und die Furcht vor großem Verlust die Gesichter bald glühend, bald todtenblaß malt: wenn man sieht, wie sich hier einer die Stirn bedenklich reibt, dort das Auge eines andern wüthend umherrollt, hier einer voll Zuversicht auf sein bisheriges Glück zufrieden vor sich hinlächelnd, die Karten durchblättert, dort ein anderer wüthend über sein immerwährendes Unglück gräßliche Flüche zwischen den fletschenden Zähnen halblaut hervormurmelt, und mit unsinniger Raserei das letzte Goldstück auf's Spiel setzt — solches verliert, und mit schauderhaften Verwünschungen gegen Gott, sich, und die Welt, wie ein Rasender den Spielsal verläßt; wenn man dies alles sieht, und einem plözlich einfällt, daß dies Menschen — vernünftige Menschen sind — Hu! dann rüttelt's wie Fieberfrost, und

 man

man muß dann eilen bessere Menschen aufzusuchen, um nicht ein Menschenfeind zu werden.

Soll' das Spiel ja Unterhaltung für den bessern Theil von Menschen seyn, so muß es nur aus zween Bestandtheilen zusammen gesetzt seyn. Es muß erstens ein Spiel um äußerst geringfügige Summen, und blos unter guten Freunden, und zweitens ein Spiel seyn, wo Verstand und Geschicklichkeit mehr zu leisten im Stande sind, als das blinde Glück. Ein Spiel dieser Art wird nicht leicht in Spielsucht ausarten, weil ein solches Spiel unter guten Freunden, und um geringfügige Summen weder auf Gewinn noch auf Verlust, sondern blos darauf abzwekt, sich untereinander von Arbeit und Geschäften zu erholen, und da dieses Spiel auch eine Art von Nachdenken und Raffinement erfordert, so wird es theils auf eine Art die Beurtheilungskraft zu schärfen im Stande seyn, theils denen dabei Interessirten das bloße Glück verächtlich machen, und eben dadurch geschikt seyn, sie von der Spielsucht abzuziehen, welche größtentheils nur den Hazardspielen ihre Erhaltung zu verdanken hat.

Uebrigens wollte ich sehr wünschen, daß alle Menschen in diesem Punkte mit mir gleich dächten: dann würde man alle Arten von Spielen bald verschwinden sehen, und die Menschen würden ihrer angebornen Würde angemessenere Erholungen nach Arbeit und Geschäften wählen. Selbst die Vergnügungen müssen dem Menschen, auf irgend eine Art, phisisch oder moralischen Nutzen zu verschaffen fähig seyn, sonst sind sie keine Vergnügungen für den Menschen, oder mit andern Worten: sonst sind sie keine Vergnügungen, die des Menschen würdig sind. Höchstens also würde ich (wenn ich unter allen Spielen zu wählen,

wählen aufgefordert würde) unter den Spielen mit Karten das Tarrok und Piket, und unter den übrigen Spielen das Billard wählen, weil erstere Nachdenken und eine gute Beurtheilungskraft, und lezteres, nebst diesem, auch ein scharfes Augenmaß, und eine ungemeine Akkuratesse und Geschiklichkeit erfordert, auch dem Körper eine mäßige gesunde Bewegung, und Gelenkigkeit der Glieder verschaft.: doch dürften alle diese Spiele entweder um gar nichts, oder um äußerst geringe Summen gespielt werden, weil das Spiel nie als ein Mittel, sich von dem Verluste des Mitbruders zu bereichern, sondern blos als ein Mittel, sich nach Arbeit und Geschäften zu erholen, unter gesitteten und guten Menschen erlaubt seyn kann.

Und hiemit schließe ich dies Raisonement über die Schädlichkeit der Spielsucht, und bitte dich, liebster Karl, mir im nächsten Briefe deine Gedanken darüber ebenfalls mitzutheilen, damit ich sehe, in wie ferne wir auch über diesen Gegenstand gleich denken, da wir bisher noch fast über alle Gegenstände, worüber wir uns zusammen unterhielten, gleich dachten.

Wie lange ich noch hier verweilen werde, dies kann ich dir heute noch nicht schreiben, weil ich darüber selbst noch unentschlossen bin. Vielleicht bleibe ich noch einige Tage — vielleicht reise ich übermorgen schon weiter, je, nachdem mir's durch den Kopf fährt. Indessen lebe wohl mein Bester! Vielleicht stößt mir, ehe ich diese Hauptstadt verlasse, noch irgend etwas Bemerkenswürdiges auf, worüber ich mit dir plaudern kann.

Am 7ten des Brachmondes 17—

Heute habe ich dir eine Anekdote zu erzählen, liebster Karl, die mir mein Wirth über dem Mittagessen erzählte — eine Anekdote, bey welcher du unschlüssig seyn wirst, ob du lachen oder weinen sollst: denn zu Beidem fühlt man dabei einen gleich starken Beruf.

Eine sehr reiche Wittwe dieser Hauptstadt, deren Gatte die Stelle eines Hofraths begleitet hatte, ist eine leidenschaftliche Freundin von Hunden. Diese Hofräthin nun hatte vor zwei Jahren, als sie Wittwe wurde, einen armen Verwandten ihres verstorbenen Gatten zu sich in's Haus genommen, und ihn, durch das Vorwort ihrer Patronen, bey der Regierung als Praktikant angebracht. Der junge Mann lebte also bloß von der Gnade seiner Base, und machte sich dieser auch, durch das beste Verhalten und einen unermüdeten Fleiß in seinen Geschäften, so würdig, daß die Hofräthin ihn sehr lieb gewann, und ihm feyerlich versprach, alles anzuwenden, um ihm bald ein einträgliches Amt zuwege zu bringen. So standen die Sachen, als der Hofräthin von einem ihrer Bekannten ein sehr schönes Bologneserhündchen zum Präsent gemacht wurde. Wer war entzückter über dieses Geschenk als die Frau Hofräthin! Der bißherige Liebling, ein alter dickwanstiger Mops, mußte dem neu angekommenen Bologneserhündchen in dem Herzen seiner Gebieterin weichen — Bellinchen wurde von Stunde an zum ersten und einzigen Favoriten feyerlich erklärt, und hatte nun das ausschlüßliche Recht nicht nur auf dem Schoße seiner Gebieterin, sondern auch auf jedem Stule ohne Ausnahme, und selbst zur Unbequemlichkeit der seine Gebieterin besuchenden Personen, zu liegen — hatte

nun

nun das Recht nicht nur in alle Ecken des Zimmers, sondern selbst, wenn es dies für gut fand, in die Hüte der anwesenden Personen seine Nothdurft zu verrichten, und niemand, dem an der Gnade der Frau Hofräthin etwas gelegen seyn konnte, durfte es wagen, das ungezogene Vieh auch nur scheel darum anzusehen. Es läßt sich also leicht denken, daß der, von der Gnade der Frau Hofräthin lebende junge Vetter sich's schon gar nicht einfallen lassen durfte, dem Muthwillen dieses erklärten Lieblings seiner Wohlthäterin sich zu widersetzen. Oft ließ diese den Vetter stundenlang vor ihr stehen, daß ihn die Fussolen brannten, während sie mit ängstlicher Sorgfalt ihren Liebling bald vom Sopha auf einen Stul, bald von diesem wieder auf den Sopha trug, um nur ein recht behagliches Plätzchen zur Liegerstatt für ihn aufzufinden. War nun der junge Mann überhaupt kein Freund von Hunden, oder schmerzte es ihn, daß er die Gunst seiner Base mit einem Hunde theilen mußte, und auch da in manchem Falle nur den zweiten Platz in ihrem Herzen genoß', dies konnte der Erzähler dieser Anekdote nicht bestimmen; genug: der junge Mann äußerte bey mancher Gelegenheit eine gewisse Abneigung gegen den Liebling seiner Wohlthäterin, und zog' sich darüber manchen bittern Verweiß von derselben zu. So blieb die Lage der Sachen einige Monate, als plözlich der Liebling der Frau Hofräthin, ohne daß man vorher Vorbothen eines so plötzlichen Todfalles an ihm bemerkt hatte, sein ruhmvolles Hundeleben endete. Vermuthlich hatte ihn die gränzenlose Liebe seiner Gebieterin zu Tode gefüttert; aber an diesen sehr möglichen Fall dachte die, über diesen Todfall ganz untröstliche, Frau Hofräthin nicht, vielmehr gab sie, nach den ersten und heftigsten Ergiessungen

sungen ihres Schmerzens, dem Gedanken in ihrem Herzen Raum, daß ein ihrem Liebling beigebrachtes Gift das theure Leben desselben vernichtet habe. Der erste Verdacht dieser Greulthat traf das Kammermädchen, und zwar um so gegründeter, weil dies Mädchen bey Lebzeiten des kleinen Bellinchen sich öfters über das tägliche Kämmen und Säubern dieses Viehs bey der Köchin beklagt hatte, und darum beinahe ein paarmal ihren Dienst verloren hätte. Das Mädchen wurde also in die schärfste Inquisition gezogen, und konnte es mit Mühe und Noth dahin bringen, ohne einigen Abzuge an ihrem Liedlohn ihre Entlassung zu erhalten, so sehr sie Himmel und Hölle zu Zeugen ihrer Unschuld, an dem Tode Bellinchens, aufrief. Indessen hatte doch das gewesene Kammermädchen in ihrer Rechtfertigung einige Gründe beigebracht, welche es der Hofräthin zweifelhaft machten, daß diese die unmittelbare Mörderin ihres Lieblings seye, und nun fiel ihr Verdacht auf den jungen Vetter. Sogleich ließ sie diesen zu sich rufen, und als dieser in die Thüre des Zimmers trat, fiel (vermuthlich aus Zufall) das ober der Thüre des Zimmers hängende Portrait Bellinchens von der Wand herunter, und dem jungen Mann gerade auf die Nase. Man kann sich leicht denken, daß der junge Vetter über den unerwarteten Nasenstüber erschrack, und dieses Erschrecken wurde ohne weiters von der strengen Frau Kriminalistin als ein unwiderlegliches Indicium der begangenen Mordthat erklärt. Vergebens betheuerte der junge Mann, daß ihn bloß das plötzliche Herunterstürzen des Bildes auf seine Nase so sehr erschreckt habe — daß er dabei nicht einmal daran gedacht habe, wessen Bild ihm auf die Nase falle; vergebens betheuerte der junge Mann, daß er wegen

dem

dem plötzlichen Tode Bellinchens nicht die mindeste Schuld auf sich habe; die Frau Hofräthin war, nach ihrer Meinung, zu gewiß von der begangenen Greuelthat überzeugt, und — solltest du's wohl glauben, Karl! — und war grausam genug, den armen unglücklichen Vetter ihrem abgeschiedenen Liebling als ein Rachopfer darzubringen, und diesem zufolge denselben gleich am folgenden Tage, unter den kränkendsten Vorwürfen von Undankbarkeit und den verächtlichsten Behandlungen, seinen Aeltern zurückzuschicken, ohne von dem Bitten und Flehen des Unglücklichen sich erweichen, oder von ihrem Endschluße sich abbringen zu lassen. Zum Glücke fand der junge Mann bald darauf Gelegenheit in die Dienste eines benachbarten Fürsten zu kommen, sonst hätte ihn der Tod eines Hundes, oder vielmehr die unsinnige Tollheit seiner Base, vielleicht für seine ganze Lebenszeit unglücklich gemacht.

Was sagst du zu dieser Anekdote? Karl! — Ich für meinen Theil, sehe darinn neuerdings bestättiget, auf wie viele Irrwege Empfindelei den Menschen führen kann. Wiewohl ich dich nun erst gestern mit einem langen Raisonnement über die Schädlichkeit der Spielsucht regaliret habe, so kann ich doch der Versuchung nicht widerstehen, dir heute abermal eines über den mannigfaltigen Schaden, den Empfindelei unter den Menschen anzurichten im Stande ist, zu geben: doch werde ich mich dabei kürzer zusammen fassen, um dir mit meinem moralisch-philosophischen Geplauder am Ende nicht noch lästig zu werden.

Empfindelei steht von wahrer Empfindsamkeit so weit ab, als die Lüge von der Wahrheit, und wird doch so oft als eine und dieselbe Sache betrachtet, und behandelt.

delt. So unbegreiflich nun dieses Manchem scheinen könnte, so natürlich geht es dabei zu: denn so wie sich die Lüge in das Gewand der Wahrheit hüllen muß, um dasjenige zu scheinen, was sie nicht ist, eben so hüllt sich Empfindelei in das Gewand von Empfindsamkeit, und hintergeht unter dieser Verhüllung oft selbst den bessern und weisern Theil der Menschen.

Feiner als das feinste Haar ist die Unterscheidungslinie zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei gezeichnet, und darum so wenigen sichtbar — so leicht überschritten. Ich will mich nun hier mit einigen Worten bemühen, diese Unterscheidungslinie etwas schärfer, und in's Auge fallender zu zeichnen.

Empfindsamkeit ist eine verfeinerte Empfindlichkeit, welche auf höhere moralische Dinge sich ausdehnte. Ein schnelles Gefühl von dem, was recht und unrecht, gut und böse, edel und unedel ist, ist Empfindsamkeit. Empfindsamkeit ist also eine der edelsten Naturgaben; denn sie belebt das hohe Gefühl gegen Gott und Religion — macht mild, sanft, gefühlvoll, antheilnehmend, und zugleich werkthätig bey'm Unglücke des Nebenmenschen, kurz: sie macht den Menschen menschlicher — macht ihn zu dem, was eigentlich seine Bestimmung ist, daß er seyn soll' — zum Freunde aller Menschen.

Empfindelei ist überspannte Empfindsamkeit, oder unter dem Deckmantel von Empfindsamkeit verhüllte Heichelei. Erstere ist zu bemitleiden, und letztere zu verachten: Beide aber richten, nach Verhältniß, unzähliges Elend unter dem Menschengeschlechte an. Empfindelei, als überspannte Empfindsamkeit, erträumt sich eine Welt und Menschen, die hienieden nicht zu finden sind, und sieht daher alle Dinge in ganz falschem Lichte. Empfindelei,

delei, als überspannte Empfindsamkeit, ist über den Tod eines Vogels untröstlicher, oder wenigstens eben so untröstlich, als über den Tod seines Mitbruders, und wird daher, aus lauter Wahn von tiefem Gefühle und Empfindsamkeit, hart und ungerecht.

Empfindelei, als überspannte Empfindsamkeit, macht sich selbst, wie den Nebenmenschen, unglücklich und elend; denn sie ist fähig dem Menschen eine solche Stimmung der Seele zu geben, daß dieser sich bey Gelegenheiten dem heftigsten Schmerzen so unbedingt preiß giebt, daß er darüber seine ganze Besinnungskraft verliert. Empfindelei, als überspannte Empfindsamkeit, hindert den Menschen an Erfüllung seiner wesentlichen Pflichten, und macht, daß er sich an Tändeleien anhängt. Empfindelei, als unter dem Dekmantel von Empfindsamkeit verhüllte Heuchelei, ist unnatürlich und erzwungen; giebt Gefühle und Empfindungen vor, die sie entweder gar nicht, oder doch wenigstens nicht in einem so hohen Grade besitzt; scheint z. B. vor Wonne zu zerschmelzen, wenn sie kaum froh ist, u. s. f.; betrügt also ihren Mitbruder absichtlich, und wendet seine Leichtgläubigkeit zu ihrem Vortheile an.

Dies ist nun, im Ganzen, der Unterschied zwischen Empfindsamkeit und Empfindelei; und nun noch ein paar Worte von den schreklichen Wirkungen, welche Empfindelei hervorzubringen fähig ist.

Empfindelei erträumt sich eine Welt und Menschen, die hienieden nicht zu finden sind, und sieht daher alle Dinge in ganz falschem Lichte. Hier ist Empfindelei also fähig den Menschen mit Gott und seiner Schöpfung unzufrieden zu machen — ihm das beseligende Vertrauen

Stadtbibliothek Augsburg

auf Gottes alles umfassende Vaterliebe zu rauben, und ihn in die gefährlichsten und schrecklichsten Irrthümer von Freigeisterei zu stürzen. Es giebt z. B. Menschen, welche ihr Mitleid mit einem zur Schlachtbank geführten Vieh so hoch treiben, daß sie es für grausam und ungerecht halten, dem Vieh, das außer dem Leben kein Glük und keine Freude kennt, dieses Leben zu rauben, anstatt daß diese Menschen mit heißem Danke gegen den alliebenden Schöpfer erfüllt werden sollten, welcher dem Menschen alle Geschöpfe untergeordnet hat, um selbe zu seiner Nahrung, und überhaupt zu seinem Besten nach Willkühr zu gebrauchen. Solche Menschen sind nun sehr nahe dabei, die giftigen Säze in Wehrters Leiden „daß „die Natur nichts gebildet habe, das nicht seinen Nach„bar, nicht sich selbst zerstöre — daß die Natur ein ewig verschlingendes, ewig widerkäuendes Ungeheuer sey, (*)" zu

(*) Siehe Wehrters Leiden im 1sten Theile 31sten Briefe Seite 95. Für Leser, welche die Leiden des jungen Wehrters nicht besitzen, oder niemals gelesen haben, will ich diese ganze Seite hieherseßen, um ihnen zu beweisen, wie weit Empfindelei zu verleiten im Stande ist. Sie enthält folgendes: „Da ist kein Augenblik, der nicht dich verzehrte und die deini„gen um dich her, kein Augenblik, da du nicht ein Zerstörer „bist, seyn mußt. Der harmloseste Spaziergang kostet tau„send tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein „Fustritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft „eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die „große seltne Noth der Welt, diese Fluthen, die eure Dör„fer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlin„gen, rühren mich. Mir untergräbt das Herz die verzehren„de Kraft; die im All der Natur verborgen liegt, die nichts „gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst „zerstörte.

Staats- und Stadtbibliothek Augsburg

zu den ihrigen zu machen; und was für schreckliche Folgen kann hier Empfindelei hervorbringen? —

Empfindelei ist über den Tod eines Vogels untröstlicher, oder doch wenigstens eben so untröstlich, als über den Tod seines Mitbruders, und wird daher, aus lauter Wahn von tiefem Gefühle und Empfindsamkeit hart und ungerecht. Die dir mitgetheilte Anekdote von der Hofräthin ist ein neues Beispiel hiervon.

Wenn folglich die Empfindsamkeit zu hoch getrieben und überspannt wird, so schlägt sie um — bekömmt eine ganz andere und falsche Richtung, und macht den Menschen hart und ungerecht, indem er sich bemühet immer empfindsamer zu werden. Auch hier können schreckliche Folgen aus der Empfindelei entstehen.

Empfindelei macht sich selbst, wie den Nebenmenschen, unglücklich und elend; denn sie ist fähig dem Menschen eine solche Stimmung der Seele zu geben, daß dieser sich bey Gelegenheiten dem heftigsten Schmerzen so unbedingt preiß giebt, daß er darüber seine ganze Besinnungskraft verliert. Dieß ist gewöhnlich eine der Hauptursachen des Selbstmords. Kömmt es nicht so weit,

„zerstörte. Und so taumle ich beängstet! Himmel und Erde „und all die webenden Kräfte um mich her! Ich sehe nichts, „als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Unge„heuer.“ Schade — Jammerschade ist's, daß ein Buch, das zum Theile so trefliche Regeln zur praktischen Menschenkenntniß — so herrliche Wahrheiten über verschiedene moralische Gegenstände in sich faßt, auch mit so giftigen Sätzen in Rüksicht auf Religion und Moralität durchwebt ist. Wer sieht aber nicht (wenn er anders mit unbefangenem Auge sieht) auf den ersten Blik, daß überspannte Empfindsamkeit die Mutter dieser giftigen Sätze ist?

Anm. des Verf.

weit, so macht doch so eine Empfindelei den Menschen düster — schwermüthig — siech, und den seinigen zur Last, und zu allen Berufsgeschäften untauglich. Empfindelei kann also auch hier die schrecklichsten Folgen haben. Empfindelei hindert den Menschen an Erfüllung seiner wesentlichen Pflichten, und macht, daß er sich dafür an Tändeleien anhängt. So verschwendet z. B. die Hausmutter diejenige Stunden, die der Hauswirthschaft und der Pflege ihrer Kinder gewidmet seyn sollten, mit dem Lesen empfindelnder Romane und Gedichte — so vernachläßiget der studirende Jüngling wichtige Kenntniße und Wissenschaften, und vertändelt die kostbare Zeit auf die nämliche Art, oder mit dichterischen Schwärmereien. Die Empfindelei macht also beiden ihre eigentliche Bestimmung eckelhaft, und sie folglich zu ihrer eigentlichen Bestimmung untauglich. Es kann daher auch hier Empfindrlei die schrecklichsten Folgen nach sich ziehen.

Von der Empfindelei unter dem Deckmantel von Empfindsamkeit finde ich unnöthig hier etwas weiteres zu sagen: denn wer sieht wohl nicht von selbst ein, daß diese unter die Rubrik von Heuchelei gehört, und wem könnte unbekannt seyn, was für schreckliche Folgen Heucheley schon hervorgebracht hat? — Dies sind nun, im Ganzen, die schrecklichen Wirkungen, welche Empfindelei hervorzubringen fähig ist; und mir bliebe nun nichts mehr übrig, als vor den verführerischen Reizen der Empfindelei, und vor ihren beinahe unmerklichen Schlingen zu warnen, wenn ich für die Welt, und nicht für dich, liebster Karl, geschrieben hätte. Da aber nur Lezteres hier der Fall ist, so begnüge ich mich nur noch hinzuzusetzen: daß selbst die wahr'ste - edelste Empfindsamkeit stets unter der Aufsicht der Vernunft stehen muß, wenn

sie

sie nicht überspannt werden, in Empfindelei ausarten, und den Menschen ins Elend und Verderben hinzureissen fähig seyn soll.

Hier hast du nun abermal eines von meinen Raisonnements, liebster Karl! Ich wünsche nichts so sehr, als daß es dir eben dasjenige Vergnügen verursachen möge, welches dir, nach deiner mir gegebenen schmeichelhaften Versicherung, meine bisherigen verursachet haben.

Da ich mich übrigens heute plözlich entschlossen habe, morgen nach dem Mittagessen von hier abzureisen, so lasse ich heute diesen Brief, oder vielmehr dieses Packet, durch meinen Philipp der Post übergeben, nachdeme ich solches vorher mit der angelegentlichsten Bitte geschlossen habe, daß du mich immer mit derjenigen zärtlichsten Liebe, und unveränderlichsten Freundschaft lieben mögest, mit welcher dich biß an sein Lebensende lieben wird

Dein

Freund

Eduard Waller.

Sechzehnter Brief.

P***

Am 9ten des Brachmondes 17 —

Gestern verließ ich**, nachdeme eine halbe Stunde vor meiner Abreise noch der junge B**, den ich so glücklich war vom Selbstmorde zu retten, zu mir kam, und sich, mit Thränen des Dankes an meinem Halse hangend, von mir beurlaubte. Der gute Jüngling bat sich von mir die Erlaubniß, mir zuweilen schreiben zu dürfsen, und meine Addresse aus, welches Beides ich ihm sehr gerne zugestand.

Der gestrige Tag vergieng, ohne etwas Bemerkenswürdiges für mich zu enthalten: heute aber kann ich dir, liebster Karl, schon wieder etwas schreiben, das interessant (wenigstens für einen Leser, wie du bist) genannt werden kann.

Ich mochte noch ungefähr eine Stunde von meiner Nachtstation entfernt gewesen seyn, als ich bey'm Ausgange eines Wäldchens einen sauber gekleideten jungen Mann neben meiner Schäse herwandern sah, welcher sehr müde zu seyn schien, und immer ganz bedeutungsvoll zu mir in die Schäse blickte. Ich errieth' seine Gedanken, und befahl dem Postillon die Pferde anzuhalten. „Mein Freund, will Er den Platz in meiner Schäse mit mir „theilen (rief ich dem jungen Manne zu) so ist dieser hier„mit zu Seinen Diensten! „Ach, Ihro Gnaden sind „gar zu gütig! (erwiederte der junge Mann) Unser ein's „ist's schon gewohnt per Pedes Apostolorum zu reisen.„ „Ohne Umstände! rief ich; und der junge Mann setzte „sich zu mir in die Schäse.

Im Anfange war unser Gespräch sehr einförmig. Der junge Mann erzählte mir: daß er des Schulmeisters Sohn aus dem nächsten Dorfe seye; daß er nach der Hauptstadt habe reisen müssen, um Schulbücher da abzuholen; daß er, des übeln Weges wegen, heute sehr müde geworden seye, u. s. w. Doch merkte ich an seiner Art zu erzählen, daß er vieles gelesen haben, und daß ihm dieses den Kopf verrückt haben müsse: denn nach jeder Periode schmückte er seine Erzählung mit einer Stelle aus einem alten, oder neuen Buche aus, und machte damit die Erzählung, welche aus einigen Worten hätte bestehen können, ungemein weitschweiffig. Ich wollte der Sache gewiß seyn, und dies machte nun unser Ge-

spräche ausgebreiteter; denn kaum hatte ich dem jungen Manne meine Vermuthung, daß er wohl viel gelesen haben müsse, entdecket, so überschwemmte er mich mit einem solchen Strome von pedantischer Vielwisserei, daß ich in einem **** zu seyn glaubte (*). Ich wußte nun, was ich wissen wollte, und suchte also aus allen meinen Kräften dem Gespräche eine andere Richtung za geben; denn nichts ist mir unausstehlicher, als dergleichen Gewäsche eines Halbgelehrten, er sey' hernach im Kittel, oder im verbrämten Rocke: aber alle meine Mühe und Arbeit war hier vergeblich. Hätte ich das Gespräch auf ein Joch Ochsen geleitet, so würde mein Reisekompagnon am Ende doch immer wieder auf Bücher und Gelehrsamkeit zurückgekommen seyn. Statt eines Beweises will ich dir hier nun ein paar Fragmente unsers Gespräches mittheilen.

Ich: „Wie weit sind wir wohl noch von der Nacht„station entfernt? mein Freund!“

Er: „Wir werden ungefähr noch eine gute halbe „Stunde davon entfernt seyn; Ihro Gnaden!“

 Ich:

(*) Was Waller hier meinte, getraue ich mir nicht zu entziffern. Lebte sein Freund, an den diese Briefe gerichtet waren, noch, so könnte er vermuthlich die hieroglyphische Bedeutung der 4 Sternchen erklären; denn dieser mußte nun wohl, als Wallers Busenfreund, Wissenschaft davon haben: da aber dieser bereits gestorben ist, so bliebe mir hier kein anderes Mittel übrig, als meine eigenen Muthmassungen und Meinungen dem Leser mitzutheilen, welches mir aber um so weniger zuzumuthen ist, da jeder vernünftige Leser selbst wissen muß, wie leicht sich's mit bloßen Muthmassungen irren läßt. — Anm. des Verf.

Ich: „Kommen wir, bis zur Nachtstation, in kein „anderes Ort mehr?"

Er: „Nein, Ihro Gnaden! Meine Heimat ist das „nächste Dorf."

Ich: „Ist es ein gut bevölkertes Dorf, Seine Hei„mat?"

Er: „So mittelmäsig; Ihro Gnaden! Für den „Schulmeister dürfte es freilich bevölkerter seyn, und für „den Pfarrer auch: aber der Weise schikt sich in Zeit und „Umstände, hab' ich einmal irgendwo gelesen, und diesen „schönen Denkspruch muß man sich denn auch hier zu Nu„tzen machen."

Ich: „Das gestrige Regenwetter ließ nicht vermu„then, daß wir heute so herrliche Witterung haben „würden."

Er: „Das ist wohl wahr; Ihro Gnaden! Gestern „war auch nicht ein trockener Faden an mir, als ich in's „Nachtquartier kam: aber post Nubila Phoebus, heißt's „im Sprichworte, und damit muß man sich in diesem „Jammerthale immer trösten. Ach wer eben gelesen hat, „der tröstet sich immer leichter, als der unwissende Pö„bel! Du lieber Gott, was dies für ein schöner Abend „ist! — So recht, wie man sie im Siegwart geschildert „findet. Haben Ihro Gnaden dies göttliche Buch auch „schon gelesen?"

Sieh' Karl! So endeten sich alle Unterredungen mit meinem Reisekompagnon. So geschwind ich jedesmal abbrach, und ganz von etwas Anderm zu sprechen anfieng, so oft mein belesener Gefährte auf seine Litteraturkenntnisse zurück kam; eben so geschwind kam er doch jedesmal wieder darauf zurück, und ich wußte mir am En-

de nicht besser zu helfen, als daß ich den guten Mann ungestört seine große Belesenheit auskramen ließ, und indessen mein Pfeifchen vor mich hin dampfte. Zum Glücke für meine Ohren währte unsere gemeinschaftliche Reise nicht lange, und ich war recht sehr froh, als wir die Heimat meines gelehrten Reisekompagnons erreicht hatten, und der Postillon vor dem Posthause stillhielt. Mit einem Schwalle hochstilisirter Danksagungen, und überall eingemischter deutsch und lateinischer Stellen aus Büchern, beurlaubte sich nun mein bisheriger Reisegefährte von mir, und ich versicherte ihn dagegen so kurz, als möglich: daß es mir sehr angenehm gewesen seye, ihm diesen kleinen Dienst erweisen, und dadurch die Beschwerlichkeit seiner Reise in etwas erleichtern zu können. So schieden wir, zu meinem nicht geringen Troste voneinander. Ich sage dir, Karl! Eine Reise mit so einem Gesellschafter machen zu müssen, wäre; für einen Menschen von unserer Denkart, wahrlich eine Züchtlingsstrafe; und doch ist man heut zu Tage so oft der Gefahr ausgesezt, dergleichen Gesellschafter zu bekommen, denen man noch obendrein Achtung und Schonung schuldig ist, weil sie öfters nichts weniger, als Dorfschulmeistersöhne sind. —

Ich will dir nun, da ich heute ohnehin nichts anderes mehr zu schreiben wüßte, einige meiner Reflexionen über die Nützlichkeit und Schädlichkeit des Lebens mittheilen, und ich denke, sie sollen dir nicht unangenehm zu lesen seyn, liebster Karl!

Die Lektüre ist Nahrung für den Geist, so wie die Speise Nahrung für den Körper ist. Dies ist eine so entschiedene Sache, als entschieden ist, daß Schwarz

schwarz, und Weiß weiß ist; nur muß die Lektüre so beschaffen seyn, daß sie dem Geist nicht, statt Nahrung, Gift wird — nur muß die Lektüre, so wie die Speise, mit Mäßiggung genossen werden, um nicht eine Unverdaulichkeit nach sich zu ziehen, und dadurch dem Geist so schädlich zu werden, als das Uebermaß der genossenen Speise dem Körper schädlich wird. Um nun einigermassen zu zeigen, wie, nach meiner Meinung, mit Nutzen gelesen werden müsse, ist nöthig, daß ich erst das Nützliche und Schädliche der Lecktüre, und zwar jedes davon besonders zergliedert darstelle.

Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie Anleitung zum tiefern Nachdenken ist, die Begriffe des Lesenden aufhellt und erweitert, solche ordnet, die Beurtheilungskraft schärft und berichtiget, den Geschmack des Lesenden verfeinert. Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden wahre Begriffe von Gott und Religion verschafft, die Religionspflichten in ein helleres Licht setzt, und der wahren Andacht, das ist der Andacht des Herzens, Nahrung giebt. Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden Anleitung zur Natur und Menschenkenntniß giebt, tausend nützliche Kenntniße verschafft, und als eine hellleuchtende Fackel auf der oft müheseligen Lebensreise dienet. Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden Antrieb zum Wohlwollen gegen seine Mitbrüder, und zur praktischen Menschenliebe wird. Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie den Lesenden vor Müßiggang, und vor vielen Versuchungen zum Laster bewahrt. Das Nützliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden die größte, und weiseste Männer

des Alterthums und unserer Zeiten, in ihren unsterblichen Werken, zu Lehrern macht, und ihn zur Nacheiferung antreibt. Das Nützliche der Lektüre besteht endlich auch darinn, daß sie dem Lesenden eine angenehme und zugleich nützliche Erholung nach wichtigern Geschäften, und zugleich eine wahre Zerstörerin finsterer Laune ist, indeme sie das Herz von unangenehmen Gegenständen ab, und auf angenehmere hinleitet. Soviel von dem Nützlichen der Lektüre; und nun auch von ihrem Schädlichen.

Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie oft für den Lesenden Leseseuche wird, und dann mannigfaltiges Unheil stiftet. Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden, durch gefährliche Bücher in Rücksicht auf Religion und Tugend, giftige und schändliche Grundsätze einflößt. Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie den Lesenden, durch schlechte von giftiger Schwärmerei und Empfindelei strozenden Romanen, zum Schwärmer und Empfindler, und ihm die ernsthaftere und nüzlichere Lektüre unschmakhaft und eckelhaft macht. Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie dem Lesenden, durch freche und stachlichte Broschüren, die gefährlichsten Grundsätze gegen die Religion und den Staat einflößt. Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie, wenn sie übertrieben wird, der Gesundheit gefährlich ist, indeme sie die Säfte vertrocknet, die Nerven abspannt, das Gedächtniß zerstört, oder wenigstens sehr schwächt, die Verdauung hindert u. s. w. Das Schädliche der Lektüre besteht darinn, daß sie den Lesenden von seinen Berufsgeschäften abzieht, und ihm Zeit und Lust dazu raubt. Das Schädlich

liche der Lektüre besteht endlich darinn, daß sie den Lesenden zu großen, und dem Hauswesen schädlichen Ausgaben verleitet, indeme er für eine Menge Bücher diejenigen Summen hingiebt, welche höchstnöthig für die Haushaltung gewesen wären.

Dies ist also die gute und böse Seite der Lektüre, und schon daraus ließe sich bestimmen, wie eigentlich gelesen werden müsse, um von der Lektüre diejenigen süssen und heilsamen Früchte zu genießen, welche diese zu verschaffen im Stande ist. Da aber, wie du weißt, von jeher mein fester Grundsatz war, keine Sache halb zu thun, so will ich auch hier diesem Grundsatze getreu bleiben, und dir vollends mittheilen, wie ich glaube, daß man mit Nutzen lesen müsse.

Da das Leben des Menschen zu kurz ist, um alle Arten von nützlichen Büchern zu lesen, so muß man, vor allem, eine gute Wahl von Büchern treffen. Tausendmal besser ist's, wenig, aber mit Anstrengung und Nachdenken, zu lesen, als wenn man jedes neu herausgekommene Werk mit gefräßiger Begierde verschlingt, und am Ende einen Wirrwarr von Sätzen und Meinungen in den Kopf bekömmt, welche unordentlich wie Kraut und Rüben durcheinander liegen, und nichts als schädliche Gährungen darinn hervorbringen: Zudeme ist gewiß, und durch tausend Erfahrungen bewährt, daß zu hastiges Lesen selten dem Geist und dem Gedächtniße sich eindrückt, und von heilsamen Folgen ist. (*) Wenn Bücher den

(*) Mit diesem Satze wird sich Waller sehr schlecht bey denen HH. Buchhändlern empfehlen, da diesen hauptsächlich daran gelegen seyn muß, daß jedes neu herausgekommene Werk schnell und mit Begierde aufgekauft werde. Aber sollte man darum

den Verstand und das Herz bilden sollen, so muß man nie auf einmal zu viel lesen, sondern dasjenige, was man gutes und vortrefliches in Büchern findet, öfters überlesen, und gehörig verkäuen, und verdauen: aber es ist eine von den Lieblingsthorheiten unserer Zeiten, daß man alle Wissenschaften auf einmal verschlingen will, und die ganz natürliche Folge davon ist, daß wir heut zu Tage eine große Menge oberflächlicher Kleingeister, und prahlerischer Ignoranten haben, welche in allen Wissenschaften Gelehrte seyn wollen, und es am Ende in keiner sind. Man muß niemals blos darum lesen, um vernünftiger, sondern auch, um besser und tugendhafter zu werden. Man muß auch nicht blos zum Vergnügen lesen: denn was kann es dem Lesenden nützen, die Thaten grosser Männer zu wissen, wenn er sie nicht, so viel es nach Lage und Umständen möglich ist, zum Muster — nicht zur Nachahmung wählt? Was kann ihm das Beispiel Lasterhafter, und Thoren nützen, wenn er sich dieses Beispiel nicht als eine Warnung vor Lastern und Thorheiten zu Nutzen macht — wenn er dadurch nicht weiser — nicht tugendhafter wird?? — Derjenige, welcher die Lücken, so ihm seine Berufsgeschäfte übrig lassen, mit

darum eine richtige Meinung ungesagt lassen, weil sie nicht in eines jeden Kram taugt? Zudeme, wollte ja Waller mit dem Satze, daß man nicht jedes neu herauskommende Werk mit gefräßiger Begierde verschlingen, sondern das, was man liest, mit Anstrengung und Nachdenken lesen solle,, nicht beweisen, daß man neue und gute Werke gar nicht lesen solle. Es kömmt also hier blos auf eine vernünftige Auslegung an, und diese wird dann Waller'n gewiß mit denen HH. Buchhändlern wieder aussöhnen.

Anmerk. des Verfassers

mit der Lektüre auszufüllen sucht, füllt diese sehr gut aus: das Lesen muß aber, wenn es mannigfaltigen Nutzen schaffen soll, Antrieb zur Religions und Menschenpflichten — muß Antrieb zum Nachdenken und zu einer vernünftigen Wißbegierde — muß Antrieb zur Arbeit und den Berufspflichten seyn. Das Lesen muß uns weiser und tugendhafter machen — muß fähig seyn, zu den Berufsgeschäften geschickter zu machen; muß aber nie als Berufsgeschäft, sondern blos als Erholung nach den Berufsgeschäften betrachtet werden. Uebrigens muß man das Lesen nicht zur einzigen Erholung nach den Geschäften machen: denn ausserdem daß ein so immerwährendes Lesen nicht selten finstere Sonderlinge bildet, und dadurch fürs gesellige Leben (für das wir doch geschaffen sind) untauglich macht, muß der Weise nie vergessen, daß er, auch ausser dem Lesen, noch mannigfaltiger Vergnügungen, z. B. die des Wohlthuns, der Freundschaft, des Umherwandelns in der lieben Natur, und dergl. m. fähig ist, und daß theoretische Kenntniße, besonders in Rücksicht auf Menschenkenntniß (einer der vorzüglichsten Wissenschaften) nirgends besser, als im gesellschaftlichen Leben auch praktisch sich eigen gemacht werden können.

Nun will ich noch eines Umstandes erwähnen, welchen ich, öfters als einmal, von wesentlichem Nutzen in Rücksicht auf Lektüre fand; und alsdann diesem Raisonnement ein Ende machen.

Wer so glücklich ist einen vernünftigen und richtig denkenden Freund zu besitzen, dem wollte ich wohlmeinend rathen, kein Buch anders, als in dessen Gesellschaft (wenigstens das Erstemal) zu lesen. Dies wird von mannigfaltigem Nutzen für beide seyn: denn für's

Erste: drückt sich bey sehr vielen Menschen das laut Gelesene tiefer in's Gedächtniß. Für's Zweite: können beide Freunde einander wechselseitig ihre Betrachtungen über das Gelesene mittheilen, Untersuchungen darüber anstellen, ihre Urtheile gegeneinander abwägen, und prüfen, ihre Gefühle, bey'm lesen einer edeln oder unedeln Handlung, ineinander strömen lassen, und sich wechselseitig zur Nachahmung oder zum Abscheu aufmuntern u. s. f. Für's Dritte: lernt man, durch dieses Lesen in Gesellschaft eines Andern, gut lesen — eine schwerere Kunst, als sich mancher in ihr vorstellt, eine Kunst, welche oft selbst Männer von den allgemein erkanntesten Geistesgaben nicht in ihrer Gewalt haben (*) eine Kunst, welche nicht nur jedem Menschen nützlich, sondern sehr vielen Menschen unumgänglich nothwendig ist (**).

Und damit will ich nun mein Raisonnement über Lektüre sowohl, als auch diesen Brief schließen, liebster Karl, weil ich mich heute etwas früher zu Bette legen werde, um Morgen bey guter Zeit wieder reisefertig zu seyn. Lebe wohl, mein Bester! Bald hofft dir wieder etwas Interessantes schreiben zu können

Dein

Freund

Eduard Waller.

Sieben-

(*) So las z. B. der große Corneille sehr übel.

Anmerk. des Verfaßers.

(**) Nichts macht einen schlechtern Eindruck auf's menschliche Herz — nichts ist schmerzlicher für's menschliche Ohr, als der Vortrag eines übel Lesenden.

Anmerk. des Verfassers.

Siebenzehnter Brief.

G** am 12ten des Brachmondes 17—

Heute bin ich wieder im Stande dir etwas Interessantes zu schreiben, mein liebster Karl!

Ich kam gestern sehr spät in diesem mäßigen Landstädtchen an, und legte mich gleich zu Bette, weil ich mich etwas müder, als gewöhnlich, von der Reise, die diesen Tag durch eine sehr steinigte Gegend gegangen war, fühlte. Als ich heute Morgens erwachte, beschloß ich einen Rasttag hier zu halten, ließ also die schon bestellten Postpferde durch meinen Philipp erst auf Morgen frühe bestellen, und gieng dann vor's nächste Thor hinaus spazieren, um der erfrischenden Morgenluft zu genießen.

Unweit dem Städtchen fand ich den Kirchhof, und da die Thüre davon offen stand, so wandelte mich die Lust an hineinzugehen, und die verschiedenen Grabschriften zu lesen. Ich schweifte einige Zeit zwischen den Gräbern, in tiefen Gedanken über Tod und Verwesung, umher, als plötzlich ein ansehnliches steinernes Monument, welches einen auffallenden Kontrast mit den übrigen meist hölzernen Kreuzen auf dem Kirchhofe machte, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dies Monument ist sehr schön in Stein gehauen, und mitten darauf prangt mit großen goldenen Buchstaben diese Grabschrift:

*

„Hier ruhet
„Der Wohlweise, und Hochedelgebohrne Herr
„Adolph Friederich Güldenstein,
„Weiland würdigster Bürgermeister, und berühmter
„Handelsherr allhier.

„Er

„Er starb
„den 14ten des Hornungs 1766.
„Seines ruhmvollen Alters im 68sten, und
„Seiner Regierung, als Bürgermeister
„im 20sten Jahre.
„Requiescat in Pace."

*

Oben auf dem Momente liegt ein weinender Genius mit einer unter sich gekehrten ausgelöschten Fakel, und am Ende der Grabschrift ist das Wappen des Verstorbenen, und darunter ein Todtenkopf eingehauen. Da die Arbeit an diesem Monumente einen sehr geschikten Meister verrieth, so blieb ich einige Zeit dabey stehen; denn ich bin, wie du weißt, ein großer Freund dieser Kunst: endlich gieng ich weiter, und da ich, außer ein paar sehr alten Monumenten, weiter nichts Bemerkenswürdiges auf dem Kirchhofe antraf, so trat ich meinen Rückweg an, und wollte eben den Fuß aus dem Kirchhofe setzen, als mir ein kleiner Grabstein in die Augen fiel, welcher unweit der Kirchhofsthüre, unter andern Gräbern kaum merklich stand. Ich gieng nun nochmal zurück, und fand auf dem kleinen Grabsteine nur diese wenigen Worte mit kleinen schwarzen Buchstaben:

*

„Hier ruhet
„Martin Bieder
„Bürger, und Hufschmied allhier.
„Wanderer,
„der du vorüber gehst,
„Schenke ihm eine Thräne der Liebe, und Achtung!
„Seiner würdig.

„Er starb
„den 4ten des Jänners 1786.
„Im 60sten Jahre seines Lebens.
„R. i. P."

*

Ober dieser Grabschrift ist Hammer und Zange kreuzweis übereinander, darunter ein kleiner Todtenkopf eingehauen.

Lange blieb ich vor diesem Grabsteine stehen, und ergötzte mich über das Einfache, und dennoch alles Sagende dieser kleinen Grabschrift. Ich dachte mir hier die Grabstätte eines redlichen deutschen Bürgers, und mein Herz wurde von Empfindungen erfüllet, wovon ich vorhin, bey der hochtrabenden Grabschrift des Bürgermeisters, auch nicht eine in meinem Herzen gefühlt hatte. Beinahe unwillkührlich zollte ich dem hier ruhenden Edlen die verlangte Thräne, und trennte mich mit dem herzlichen Ausrufe: „Ruhe sanft, guter — redlicher Mit„bruder!" von seinem Grabe. Im Zurückgehen nach dem Städtchen fiel mir ein, was Zachariä so herrlich in seinem Gedichte „die Begräbnisse" sagt, wo es heißt:

„Siehe! wie pralet in der betrügerischen Innschrift
„Vornehmer Grab. Im stillen Schatten des Ahorns
„Ruht, ungerühmt von panegyrischen Marmor,
„des Weisen Aschenkrug."

Während dem Mittagessen erkundigte ich mich bei meinem Wirthe nach den beiden Männern, deren Grabschriften mir besonders aufgefallen waren, und hörte zu meiner nicht geringen Verwunderuug: daß der würdigste Bürgermeister Güldenstein einer der größten Wucherer, und der ungerechteste Mann im ganzen Städtchen gewesen

sen seye, welcher seinem unersättlichen Ehrgeize, und seiner noch unersättlichern Habsucht Bürger und Fremde, Wittwen und Waisen, aufgeopfert habe. „Und diesem „Bösewichte sezt Ihr ein so ehrenvolles Monument — „nennt ihn den würdigsten Bürgermeister?" fragte ich. „Ach Ihro Gnaden! (antwortete der Wirth) die Bürger„schaft hätte ihm nun wohl niemals diese Grabschrift se„tzen lassen. Dies that der Magistrat und die Anver„wandschaft; da wurde kein Bürger um seine Meinung „gefragt, sonst wäre es gewiß anders ausgefallen."

Nun erkundigte ich mich ganz ängstlich nach dem Manne mit der kleinen Grabschrift; hier wurde ich aber wieder mit der Menschheit ausgesöhnt: denn mein Wirth beantwortete meine Frage auf folgende Art: „Martin „Bieder war der redlichste Bürger, der bey Mannsge„denken in unserm Städtchen lebte. Er war nur ein „Hufschmied; aber er hätte verdient Bürgermeister zu „seyn. In seinen jüngern Jahren hatte er 15 Jahre als „Fahnenschmied bey der Armee gedient, und sich ein „wackeres Sümmchen erworben — von seinem Vater „erbte er auch noch hundert Thälerchen, und so hätte „Meister Bieder eben nicht Ursache gehabt, sich in sei„ner Schmiede müde zu hämmern: aber der wackere „Mann war tagtäglich unermüdet über der Arbeit. Da„bei war er ein wahrer Vater der Armen. Kein Dürf„tiger gieng ungetröstet von ihm; kein Nachbar fand „ihn mürrisch und träge, wenn es darauf ankam, einen „heilsamen Rath oder Hilfe bey ihm zu suchen; kurz: „Meister Bieder war der beste- liebreichste Mann, den „man sich nur zum Mitbürger wünschen konnte. Dafür „trauerte aber auch das ganze Städtchen, als er die„ses Zeitliche mit dem Ewigen verwechselte, und unsere

 armen

„armen Leute giengen mit Schreyen und Weinen hinter „seiner Leiche her. Die Grabschrift setzte ihm unser Herr „Spitalpfarrer, ein rechtschaffener Geistlicher, der aber „wenig bey unserm wohllöbl. Magistrate gilt, weil er „diesem schon öfters ganz höllisch von der Kanzel her„unter eingeheizt hat.„

Die ungekünstelte, aber um so glaubwürdigere Lobrede, welche mein braver Wirth dem verstorbenen Hufschmied Bieder hielt, machte mich ganz weich, und es entfielen mir aufs neue ein paar Thränen dem edlen Verklärten geweiht.

Nachmittags gieng ich vor ein anderes Thor des Städtchens spazieren, und die Gedanken an den häßlichen Bürgermeister Güldenstein, und den lieben redlichen Meister Bieder begleiteten mich auf diesem Spaziergange. Was nüzt's (dachte ich) wenn marmorne Säulen ein Grab zieren; wenn Trophäen auf Trophäen gethürmt sich über diesem Grabe erheben; und der Leib, welcher darunter modert, gehörte einem Unedlen — Lasterhaften, der so eines Grabmals unwürdig war? Ist nicht ein Häufchen Erde — ein schwarzes unansehnliches Kreuzchen auf dem Grabe des Edlen ein weit herrlicheres Denkmal? — Sind nicht dem Edeln seine Tugend und Rechtschaffenheit schönere — unzerstörbarere Monumente, als dem Lasterhaften Erz und Marmor? — Ach, Karl, wie so unwidersprechlich wahr ist dieses, und wie so gar selten wird diese Wahrheit anerkannt — benützet! Ehre, und Ehre — wie sehr gleicht hier auf dem Blatte eines dieser Worte dem andern, und wie verschieden wird es von den Menschen betrachtet! — Jeder sieht es aus einem andern Gesichtspunkte, und der größte Theil

des

des Menschengeschlechtes, leider, aus einem ganz falschen. —

Um dir eine ausführliche Definition von der Ehre, aus dem Gesichtspunkte wie ich sie betrachte, zu geben, mangelt mir die Zeit, liebster Karl! Aber einige meiner Gedanken über diesen Gegenstande muß ich dir doch hier mittheilen, da ich gerade eine so schöne Gelegenheit dazu habe.

Alles, was unsere wahre Verehrung verdient, ist Ehre; aber nicht alles, was unsere Ehrerbietung erheischet, ist darum für Ehre zu halten: und doch werden diese beiden Begriffe größtentheils in einen Sinn zusammen geschmolzen. So sind wir z. B. dem Manne von Rang und Ansehen Ehrerbietung schuldig; aber dieser verdient keineswegs unsere Verehrung, wenn er ein Lasterhafter, oder ein Dummkopf ist. Größe der Seele, Tugend nnd Rechtschaffenheit, und die daraus entspringende erhabenen Gesinnungen sind also die Bestandtheile, welche, zusammen genommen, den eigentlichen Verstand des Wortes, Ehre, ausmachen. „Die Ehre begleitet die Tugend, wie der Schatten den Körper.„ sagt Seneka, und dieser große Philosoph urtheilte ganz richtig; denn wahre Ehre kann unmöglich ohne Tugend bestehen.

Derjenige, welcher Größe der Seele genug hat, den eigenen Nutzen und Vortheil zum Besten des Vaterlandes — des Mitbürgers aufzuopfern, verdient Verehrung, er seye hernach Bauer, oder König. Nur der vornehme und gemeine Pöbel, unter dem Menschengeschlechte, staunt den Günstling des Glückes mit gaffender Bewunderung an — hält Ansehen, Reichthum, und dergl. für Ehre, der Weise betrachtet die Sachen so, wie sie wirk-

lich sind — läßt sich von keinem bloß erborgten Schimmer verblenden, und sieht daher sehr oft da Schande, wo der große Haufe Ehre zu sehen glaubt. Ach wann werden die Menschen einmal einsehen lernen, daß die wahre Ehre nur allein in uns selbst wohnt, und daß kein äußerer Glanz die Ehre, im eigentlichen Verstande, zu verschaffen fähig ist! Die vollkommene Ausübung unserer Pflichten als Mensch, Christ, Bürger, Gatte, Vater, Freund, dies ist Ehre — dies ist einzige, wahre Ehre — diese allein hält die Feuerprobe aus, und verdient, daß wir nach allen unsern Kräften darnach ringen, und so ein Ehrgeiz ist nicht nur gut, nicht nur rühmlich, er ist sogar Pflicht. So gewiß, und unwiderleglich nun dieses ist, so gewiß, und leider auf viele tausend Erfahrungen gestützt ist's, daß ein ganz falscher Ehrgeiz unter dem größten Theile der Menschen herscht. Laß' mich dir, liebster Karl, ein paar Worte vom falschen Ehrgeize sagen, um damit ein desto helleres Licht auf den guten und rühmlichen Ehrgeiz zu werfen!

Der falsche Ehrgeiz bringt mannigfaltig schädliche Wirkungen hervor, die sich aber alle in zwo Hauptwirkungen zusammen drängen lassen, und dieses will ich nun auch hier thun, um eine unzeitige Weitläuftigkeit zu vermeiden.

Entweder macht der falsche Ehrgeiz den Menschen zum Hunde in der Fabel, welcher gierig nach dem Schatten des Fleisches schnappte, und damit das Fleisch selbst aus dem Munde verlor: oder er macht ihn zu einem Ungeheuer, das alles zerreißt, und unter sich tritt, was ihn in seinem Laufe hindert, oder zu verhindern scheint. Dies sind die zwo Hauptwirkungen des falschen Ehrgeizes, und aus diesen strömen, als aus der fruchtbar-

sten Quelle, tausend andere Nebenquellen von Wirkungen, welche am Ende alle in einen reissenden Strom zusammen laufen, und den Menschen unaufhaltbar, und mit fürchterlichem Getöse in den Abgrund des Verderbens stürzen. Kein Sturz ist fürchterlicher — mit größerm Getöse begleitet, als der des vom falschen Ehrgeitze Verblendeten vom Gipfel seines vermeinten Ehrensitzes in den Abgrund des Verderbens und der Verachtung; und doch klimmen Tausende mit heißer Begierde nach diesem Gipfel hinan, ohne sich von den vielen neben ihnen Herunterstürzenden vor ähnlicher Gefahr warnen zu lassen. So weit kann es mit dem Menschen kommen, den Leidenschaften verblenden; er ist dem gleich, der lange in die Sonne gesehen hat, und nun alle Gegenstände im falschen und dunkeln Lichte sieht. Doch ich will hier etwas tiefer in's Detail gehen, um die zwo erwähnte Hauptwirkungen des falschen Ehrgeizes noch anschaulicher darzustellen.

Entweder (sagte ich vorhin) macht der falsche Ehrgeiz den Menschen zum Hunde in der Fabel, welcher gierig nach dem Schatten des Fleisches schnappte, und damit das Fleisch selbst aus dem Munde verlor: oder er macht ihn zu einem Ungeheuer, das alles zerreißt und unter sich tritt, was ihn in seinem Laufe hindert, oder zu verhindern scheint.

Der erste Fall ist nun der gewöhnlichste, und auf die mannigfaltigste Weise im menschlichen Leben sichtbar, so, daß er kaum einige Erwähnung verdient, da wir ja tausend sprechende Beispiele allenthalben um uns herum antreffen können, ohne erst einen sehr scharfsichtigen Beobachtungsgeist dazu nöthig zu haben.

Sehen wir nicht Hunderte um uns her, welche mit unermüdeter Anstrengung nach Reichthum, Rang, Ansehen ringen, und Tugend, Rechtschaffenheit, Verdienste als unbedeutende Nebensachen, oder gar als überflüßige Kleinigkeiten behandeln — sie nicht eines flüchtigen Blickes würdigen? Sehen wir nicht Hunderte um uns her, welche in Religions- und Menschenspott Ehre suchen — über Gott und die Welt beissende Broschüren schreiben, und sich damit in den Augen jedes weisen edeldenkenden Mannes Schande erkaufen, da sie sich mit ihren Kenntnißen und Talenten eine wahre unsterbliche Ehre erwerben könnten? Sehen wir nicht Hunderte um uns her, welche mit nie zu sättigendem Heißhunger nach Lobe und Beifall haschen, und eben damit in den Augen des Weisen den Beifall verlieren, den man ihnen ausserdeme nicht würde versagen können? Sehen wir nicht Hunderte um uns her, welche verblendet genug sind, in den armseligsten Kleinigkeiten, z. B. in den immer neuesten Moden, in vielen Liebesavantüren, in der Anekdotenjagd, in faden Witzeleien u. dergl. Ehre zu suchen, ohne der wahrhaft ehrebringenden Kenntniße und Wissenschaften zu achten? Sehen wir endlich nicht Hunderte um uns her, welche selbst in gewissen Lastern, z. B. in Trunkenheit, Fluchen, Zottenreissen, Unzucht u. dergl. Ehre suchen, und Religion, Tugend, Anstand und Mäßigkeit für Schande halten? —

Der zweite Fall ist zwar nicht so allgemein, aber, leider, doch häufig genug anzutreffen. Wem sind wohl die vielen Beispiele von eroberungssüchtigen Fürsten, die das Wohl ganzer Nationen ihrem unersättlichen Ehrgeize aufopferten, unbekannt? Wem sind die vielen Beispiele von ehrgeizigen Ministern und Staatsmännern, die Nationen,

tionen, und einzelne Menschen ihrem schwarzen Ehrgeize zum Opfer brachten, unbekannt? Wer hat nicht Gelegenheit, im Privatleben Menschen anzutreffen, die unbillig gegen jedes fremde Verdienst, verfolgend und grausam gegen den, der ihren ehrgeitzigen Planen im Wege stehet, oder zu stehen scheint, sind — denen oft selbst das Leben ihres Nebenmenschen nicht zu kostbar ist, um sich auf die höchste Stufe einer eingebildeten Ehre zu schwingen? — Und so liessen sich noch hundert Beispiele anführen, wo nicht Menschenliebe, nicht Aeltern Kindes, noch Bruderliebe fest genug verknüpfte Bande sind, um nicht von diesem falschen teuflischen Ehrgeize zerrissen, und vernichtet werden zu können.

Ich hätte dir, liebster Karl, meines Dafürhaltens, nun zur Genüge meine Gedanken sowohl von dem, was, nach meinen Begriffen, eigentlich Ehre ist, und in wie ferne also Ehrgeiz erlaubt und rühmlich seyn kann, als auch über die schädlichen Folgen des falschen Ehrgeizes mitgetheilet, und könnte also hier füglich meinem Raisonnement ein Ende machen: aber es liegt mir noch so ein und anderes über diese Materie auf dem Herzen, das hier als Appendix nicht am unrechten Orte stehen wird.

Marmontel sagt in seinen moralischen Fragmenten von der Ehre: „Das Verlangen, seinen Namen zu ver„ewigen, ist ein Enthusiasmus, der uns vergrößert, „der uns über uns selbst, und über unser Jahrhundert er„hebt; und wer darüber grübelt, ist nicht wehrt ihn zu „empfinden (*).“

(*) Siehe in der wienerischen Auflage Belisars, von dem Herrn von Marmontel, vom Jahre 1769 hinten im Anhange Seite 413. Anm. des Verfassers.

Grübeln will ich nun nicht; nur will ich diesem Satze gewisse, mir nöthig scheinende, Einschränkungen beifügen, und damit meine Gedanken über diese Materie noch besser an's Lichte stellen.

Wer die moralischen Fragmente des Herrn von Marmontel gelesen hat, der wird von selbst einsehen, daß der Verfasser unter den Worten: „das Verlangen, seinen „Namen zu verewigen" keine andere, als eine solche Verewigung verstanden hat, die den Menschen wahrhaft zu verewigen fähig ist: indessen ist aber gewiß, und aus der neuern Geschichte bekannt, daß viele Fürsten sich durch Thaten zu verewigen suchten, an deren Verewigung man nur mit einem kalten Schauder gedenken kann. So erinnert sich, z. B. der Bürger und Landmann mit Schrecken der Eroberungssucht manches Fürsten — so fühlen Urenkel noch die tiefen Wunden, welche die Verewigung manches Fürsten ihrem Vaterlande geschlagen hatte. Es ist nicht minder gewiß, daß viele einzelne Menschen sich durch Thaten und Schriften zu verewigen suchten, die sie, aber zu ihrer Schande, verewigten. Mit dem Verlangen, seinen Namen zu verewigen, ist's also eine ungemein kützliche Sache; erstens: weil unter hundert Menschen kaum einer zu beurtheilen fähig ist, was wahrhaft verewiget zu seyn verdient. Zweitens: weil das Verlangen, sich zu verewigen, oft nur ein Haar breit vom gefährlichsten Hochmuthe entfernt ist, und gar zu gerne diese schmale Gränzlinie überschreitet. Ich denke also nicht unrichtig zu schließen, wenn ich behaupte: daß zwar das Verlangen, seinen Namen zu verewigen, bei Fürsten, und Männern welche angesehene Würden bekleiden, von wesentlichem Nutzen seyn kann; denn bey

diesen kann dieser Enthusiasmus Antrieb zu großen nützlichen Thaten für Volk und Vaterland werden, wenn er von Weißheit, und Tugend geleitet wird: daß aber dieses Verlangen bey Privatmännern äuserst selten gut und heilsam ist, weil im gemeinschaftlichen Leben nicht nur von Pflichten für Volk und Vaterland, sondern überhaupt von Menschenpflichten die Rede ist, welche jedem einzelnen Gliede des Menschengeschlechtes heilig sein müssen, ohne dabei des Antriebes der Verewigung nöthig zu haben. Freilich sollte dieser Antrieb auch bey Fürsten und Staatsmännern unnöthig seyn: aber der Mensch, welcher nun einmal auf einer erhabenen Stuffe über andern Menschen steht, kann sehr schwer der Begierde nach Verewigung entsagen, wenn er nicht die große Tugend der Selbstverläugnung in ihrem ganzen unschäzbaren Werth und Umfange kennt, und sich eigen gemacht hat. Ich, für meinen Theil, schätze immer den Mann am höchsten, der das Große, das Edle, das Gute um seiner selbst willen liebt und ausübt, ohne dabei an die Verewigung seines Namens zu gedenken.

Itzt noch etwas Anderes über diese Materie. Wer die Ehre in dem Urtheile der Menschen sucht, lauft rückwärts, indem er vorwärts zu laufen glaubt. Groß, weise, und rechtschaffen zu handeln, bloß um des Menschenruhmes willen, ist schon, an und für sich, unedel; denn wer bloß nach Ruhm haschet, verdient die Verachtung jedes Weisen: zudeme sind wir immer nur das, was wir sind, nnd kein Menschenurtheil kann unsern eigenthümlichen Werth vergrößern, oder verringern. So unstreitig nun dieses alles ist, so gewiß ist im Gegentheile auch, daß der Weise dennoch mit Argusaugen über der Bewahrung seines guten Namens wachet. Vita et

Fama pari passu ambulant; dieses läßt sich ungefähr so übersetzen: Das Leben, und der gute Name wandeln immer mit gleichem Schritte ihre Strasse. Wer also seinen guten Namen verliert, verliert gewißermassen auch sein Leben. Wollte man sich nun um das Urtheil der Menschen so wenig bekümmern, daß man selbst um seinen guten Namen unbekümmert in den Tag hinein lebte, so würde dies sehr unweise gehandelt seyn, und die edle Bescheidenheit schlüge hier in eine tadelhafte und niederträchtige Gleichgültigkeit um: denn derjenige, welcher kein Gefühl von Schande kennt, hört auf ein Mann von Ehre zu seyn, und verdient Verachtung. Dem Weisen ist's nicht genug, weise und tugendhaft zu seyn, sondern er meidet auch den geringsten Schein von Thorheit und Untugend, ohne deswegen nach Lob und Beifall zu trachten.

Ich hätte hier auch Gelegenheit etwas von derjenigen Art von Ehrenrettung zu sagen, welche unter dem Namen, Zweikampf, seit Jahrhunderten unter dem Menschengeschlechte bekannt und üblich ist: aber, nebstdeme daß schon so vieles über diese Sache geschrieben worden ist, finde ich Bedenken, meine Meinung mit der itzt herrschenden Meinung vom Zweikampfe zu vereinigen, so lange nicht dafür gesorgt wird, daß die ehemaligen Folgen des Zweikampfes nicht in eben so schreckliche, oder noch schrecklichere, durch das blose Verbot sich zu schlagen, übergehen. Ich sage, durch das blose Verbot; weil es nicht genug ist, ein Vorurtheil an der Wurzel abzuschneiden, sondern, weil man solches samt der Wurzel ausreuten muß, wenn man es vernichtet wissen will. So läßt man es z. B. dabei bewenden, das Duelliren unter Bedrohung der schwersten Strafen zu verbieten,

ohne

ohne dem Beschimpften Mittel zu verschaffen, dem ihm dadurch bevorstehenden Verderben entgehen zu können. Was hilft es dem beschimpften Offizier, wenn Tausende schreien: seine Ehre sey' durch die ihm angethane Beschimpfung nicht verletzet? Was hilft es ihm, wenn in öffentlichen Duellmandaten mit großen Buchstaben und vielem Wortgepränge geschrieben stehet: die ihm angethane unverdiente Beschimpfung falle in gedoppelter Maße auf den Schimpfenden zurück, u. dergl. m. wenn alle seine Kameraden einmüthig sich erklären, daß sie ihn, von nun an, für unwürdig und unfähig halten, Offizier zu seyn — daß sie lieber sämmtlich ihre Stellen niederlegen, als ferner neben diesem Beschimpften dienen wollen? — Ich war von diesem letztern Falle selbst Augenzeuge. Ein gewißer Lieutenant wurde von einem seiner Kameraden beschimpfet, und auf Pistolen gefordert; der Lieutenant erklärte sich, daß er sich nicht schlagen würde, und berief sich auf das erst unlängst publizirte Duellmandat; der Regimentskommandant war auf seiner Seite, und nahm ihn in seinen Schutz: aber das ganze Offizierskorps war anderer Meinung, und erklärte sich feyerlich: daß keiner von ihnen neben dem beschimpften Lieutenant länger dienen würde. Was war hier zu thun? Der Oberste berichtete den Vorfall an den Fürsten, und bekam von da den Befehl, den beschimpften Lieutenant nach dem Buchstaben des Duellmandates zu souteniren, und es auf's Aeußerste ankommen zu lassen. Nun quittirten 6. Offiziere an einem Tage ihre Dienste, und die übrigen drohten ein Gleiches zu thun. Der Oberste schrieb nochmal an den Fürsten, und dieser, betroffen darüber so viele wackere Offiziere eines einzigen wegen zu verlieren, gab nach, und die Folge davon war, daß

daß der unglückliche beschimpfte Lieutenant seinen Abschied bekam, und nun, da er kein eigenes Vermögen besaß, in der weiten Welt sein Glück zu suchen gezwungen war. Aehnliche Beispiele haben wir mehr als eines aufzuweisen. So lange nun hier kein hinreichendes Mittel eingeschlagen wird, um den Buchstaben der Duellmandate in allen Staaten Europen's unbedingt geltend zu machen; so lange kann ich auch nichts gegen das uralte und sinnlose Vorurtheil, seine Ehre durch den Zweikampf zu retten, sagen.

Noch Ein's für Tausend; wie man zu sagen pflegt. Armuth wird von einem großen Theile der Menschen für Schande gehalten, so wie Reichthum für Ehre. Hält man nun den, der sich ohne seine Schuld in Armuth befindet, der Verachtung wehrt, so ist dieses eben so sinnlos, grausam, und ungerecht, als wenn man einen Krummen, oder Höckerichten für verachtungswürdig hält, bloß, weil er krumm, oder höckericht ist. Nur der verdient unsere Verachtung, welcher durch ein böses ausschweifendes Leben sich und seine Familie in Armuth gestürzet hat, und auch da muß man äußerst genau von allen Umständen unterrichtet seyn, um nicht voreilig und lieblos zu schließen. Armuth also, an und für sich betrachtet, ist keine Schande, so wenig als Reichthum, an und für sich betrachtet, Ehre seyn kann.

Und damit schließe ich nun meine Reflexionen über das Wort, Ehre, und wünsche, liebster Karl, daß sie dir einiges Vergnügen machen möchten. So bald ich übrigens wieder Gelegenheiten finde, mit dir, mein Bester, über irgend einen interessanten Gegenstand zu plaudern,

dern, so bald erhältst du auch wieder einen Brief von deinem dich zärtlich liebenden

Freunde

Eduard Waller.

N. S. Von meinem lieben Neubekehrten, dem jungen B**, habe ich heute auch die erfreuliche Nachricht erhalten, daß er vollkommene Verzeihung von seinem Vater erhalten habe, und nun in wenigen Tagen nach Haus reisen werde. (*)

Achtzehnter Brief.

D*** am 14ten des Brachmondes 17 —

Ehe ich mich zu Bette lege, muß ich dir, liebster Karl, doch noch eine kleine an sich unbedeutende Begebenheit erzählen, mehr um deßwillen, was sich darüber sagen läßt, als um der Begebenheit selbst.

Mein Wirth fragte mich, als ich heute gegen Abend hier ankam und mein Abendessen bestellte, ob mir nicht gefällig seye, in Gesellschaft eines eben auch angekommenen Fremden zu speisen, welcher sich bereits dazu verstanden habe? Ich ließ mirs gefallen, und bald darauf trat der erwähnte Fremde in die Gaststube. Dies war ein Mann von ungefähr 50 bis 55 Jahren, groß, und wohl gebildet. Seine Phisiognomie hatte viel Empfehlendes, und seine Kleidung ließ auf einen wohlhabenden Manne schliessen: übrigens gab mir der mit Gold und schwarzen Hutquästchen versehene Hut zu erkennen, daß mein Gesellschafter ein Offizier seye.

Unser

(*) Dieses ist der nämliche B**, von welchem Waller im 15. Briefe zum Erstenmale Erwähnung that.

Anm. des Verfassers.

Unser Gespräche, nach den ersten Bewillkommungskomplimenten, war sehr allgemein, und blieb so, bis der Wirth berichtete, daß das Abendessen unser im Nebenzimmer warte. Wir sezten uns zu Tische, und hier drehte sich das Gespräche um mancherlei interessante Gegenstände — berührte von jedem nur die Oberfläche, und blieb endlich bey'm siebenjährigen Kriege stehen. Hier sprach mein Gesellschafter als ein Mann vom Metier — bewieß' in allem, was er sprach, daß er sich schöne Kenntniße in der Kriegskunst erworben habe — zeigte eine genaue Kenntniß derjenigen Länder, welche sieben Jahre lang der Schauplaz eines blutigen Krieges gewesen waren: zeigte aber auch dabei einen so übertriebenen Partheigeist, daß man nur allein darum auf all' das Schöne und Gute, so er ausserdeme sprach, vergaß.

Partheigeist ist das Ding, das ich wie die Sünde hasse, weil ich die schädlichen und oft schrecklichen Wirkungen kenne, welche dieses Uebel unter dem Menschengeschlechte anzurichten fähig ist. Ich gerieth also mit meinem Gesellschafter in einen etwas heftigen Wortstreit, und suchte ihm zu beweisen, daß man sich vom Partheigeiste nie so weit hinreissen lassen müsse, um auch das Große und Gute an seinem Feinde verkennen und vernichten zu wollen: aber hier predigte ich tauben Ohren, und hatte eben Zeit mich meines Phlegma's zu bedienen, und dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, um dadurch unanständigen Unannehmlichkeiten auszuweichen: denn schon fieng mein erhizter Gesellschafter an, bitter zu werden. Das Abendessen war nun vorüber, und mein Gesellschafter trennte sich, bey allem dem daß unsere Meinungen sehr verschieden gewesen waren, sehr

höflich

höflich und freundschaftlich von mir, und wünschte mir mit vieler Wärme eine sanfte Nachtruhe und ferners beglückte Reise.

Man kann sich kaum vorstellen, zu was der Partheigeist selbst die weisere der Menschen zu verleiten fähig ist. Der Partheigeist nur allein, ohne jeden andern mitwirkenden Umstand, ist schon fähig der Natur der Sachen ganz andere Namen zu geben, und diese in einem ganz falschen Lichte darzustellen. So scheint dem vom Partheigeiste eingenommenen Schwarz Weiß, Laster Tugend, oder doch wenigstens nur Schwachheit, schwarzer Betrug feine Politik, tükische Falschheit nothwendige Zurückhaltung, Tollkühnheit Tapferkeit, und eben so auch im Gegentheile. Der Partheigeist ist's, welcher in den fürchterlichsten Revolutionen ganze Königreiche unter und über sich kehrte, und sie nach Gefallen in eine ganz andere Gestalt umschmolz; der Partheigeist ist's, welcher schon zu Hunderttausende dem Tode in den Rachen lieferte — um den schon ungeheure Ströme Menschenblutes flossen; der Partheigeist ist's, welcher Königen Kronen, Leben und Glückseligkeit raubte; der Partheigeist ist's, welcher auch im Privatleben schreckliches Unheil stiftete; er ist's, der den Richter ungerecht und grausam, der den Priester intolerant und lieblos zu machen fähig ist: ihm, dem Partheigeiste, ist's endlich zuzuschreiben, daß das wahre Verdienst im Elende und in der Vergessenheit schmachtet, während, daß der Nichtswürdige im Glück und Ueberflusse schlemmet, und bis an die Wolken erhoben wird.

Eben sehe ich, da ich das Geschriebene überlese, daß ich hier in eine Hitze gerathen bin, die man am

Weisen sehr mißbilliget: aber, nebstdeme daß ich mich noch sehr weit von der erhabenen Stufe entfernt fühle, worauf der ächte Weise steht, ist meine Hitze hier gewiß zu entschuldigen: denn sag' selbst, Karl! Wer kann von einem so häßlichen Dinge, als der Partheigeist ist, sprechen, ohne in Hitze zu gerathen, wenn er es anders in seinem ganzen gräßlichen Umfange kennt, und als ein selbst Unbefangener davon spricht? Ach! man darf ja nur die nächste beste Geschichte unserer Voraltern lesen — man darf nur einen aufmerksamen Blick auf unsere itzigen Zeiten, und auf die Menschen um uns her, werfen, um alles das, was ich vom Partheigeiste so eben gesagt habe, in den sprechendsten Beispielen bestättiget zu finden.

Freilich ist's nicht genug eine Krankheit blos zu kennen, man muß auch, um ruhig zu seyn, wissen, wie man sie vermeiden, oder, wenn sie schon wirklich da ist, wie man sie heilen könne: aber, liebster Karl, mit den moralischen Arzneimitteln ist's wie mit den phisischen, sie schmäcken, oder scheinen dem größten Theile der Menschen bitter und eckelhaft zu schmäcken, und werden also gemeiniglich erst dann gesucht, wenn das Uebel bereits unheilbar geworden ist. Gierig greift der Mensch nach dem überzuckerten Gifte des Lasters und der Thorheit, und schiebt die heilsame aber zuweilen etwas herbe Arznei der Tugend und Weisheit mit Ekkel von sich. Um den Partheigeist zu vermeiden, muß man seine Urquellen, als da sind der Fanatismus, Stolz, Eigennutz, blindes Vorurtheil, u. dergl. vermeiden. Um sich vom Partheigeiste zu heilen, muß man sich mit vollkommenster Selbstverläugnung in die Arme der Vernunft und Billig-

keit werfen, und mit der höchstmöglichsten Anstrengung die so eben erwähnte Urquellen des Partheigeistes aus jeder Falte seines Herzens ganz bis auf's kleinste Würzelchen zu reissen bemühet seyn. Sieh' liebster Karl! Dies wäre wahre Arzney für diese moralische Krankheit: aber, ach, wie viel hundert Menschen würden diese Arznei mit Ekkel und Abscheu von sich werfen, ehe sich einer davon überwände, das Bittere, oder vielmehr bitter Scheinende dieser wohlthätigen Arzney, der heilsamen Wirkung halber, sich nicht abschrecken zu lassen!

Morgen reise ich wieder weiter. Bey dieser Gelegenheit muß ich dir auch berichten, mein Bester, daß ich anfange, mich meiner Vaterstadt wieder zu nähern. Ich habe auf meiner Reise einen großen Zirkel beschrieben, dessen Ende nun in meiner Vaterstadt zusammenlauft. Freilich hätte ich diesen Zirkel noch mehr erweitern können; aber da ich, während meiner Reise, den festen Vorsatz gefaßt habe, einige Jahre nacheinander (wenn es anders meine Gesundheitsumstände erlauben werden) eine solche Tour zu machen, so wollte ich mich für diesesmal nicht erschöpfen, um auch für die Zukunft noch etwas im Deutschlande zum Durchreisen übrig zu behalten: denn meine Reisen über die Gränzen Deutschlandes auszudehnen bin ich nicht gesonnen. Indessen darfst du nicht denken, liebster Karl, daß das Ende meiner itzigen Reise schon so gar nahe ist: ich wollte dich nur einsweilen davon avisiren, und können immer noch 2 oder 3 Wochen herumkommen, ehe ich meine Vaterstadt erreiche, um so mehr, weil ich mich vielleicht entschließen könnte noch irgendwo einen, oder mehrere Tage zu verweilen. Und damit lebe für heute recht wohl, mein liebster Karl, und

rechne bald wieder auf Nachricht von deinem dir innigst ergebenen

Freunde

Eduard Waller.

Neunzehnter Brief.

N*** am 17ten des Brachmondes 17—

Heute hatte ich Gelegenheit einen Zug im menschlichen Herzen zu beobachten, welchen ich, zur Ehre der Menschheit, ganz aus dem Menschengeschlechte getilget wünschte; und nun laß' dir die Begebenheit erzählen, welche mich diesen häßlichen Zug beobachten ließ, liebster Karl!

Es war nahe am Mittage, als wir unweit eines Waldes einem mit Früchten beladenen Wagen begegneten, dessen Fuhrmann dem Knechte eines Müllers ähnlich sah'. Schon als dieser Wagen sich näherte, rief mein Postillon dem Fuhrmanne laut schreiend zu, doch ohne daß ich des kontrairen Windes wegen, etwas davon verstehen konnte; und kaum war der Wagen uns gegenüber, so hielt mein Postillon die Pferde an — sprang wie der Bliz herunter — lief hinter dem andern Wagen hinum, und fieng an, mit der umgewendeten Peitsche aus allen Leibeskräften auf den neben her gehenden Fuhrmanne loszupeitschen. Ich konnte nicht geschwind genug aus der Schäse kommen, um diesem Unfuge Einhalt zu thun, und mein, sonst guter, Philipp sah' der unanständigen Balgerei lachend zu, ohne sich vom Vordersitze zu bewegen.

Als ich auf dem Kampfplatze ankam, hatte der Postillon den fremden Fuhrmann bereits unter sich gebracht,

und

und schlug nun so unbarmherzig auf ihn los, daß ich ihn voll Zorn bey'm Haarzopfe ergriff, und mit Macht von dem zerbläuten Fuhrmanne wegriß. „Lassen Sie mich „machen, Herr! Ich muß den Galgendieb krumm und „lahm schlagen! rief der Postillon vor Wuth schäumend, und suchte sich aus meinen Armen zu winden: aber ich schleppte ihn mit Hilfe meines Philipp's, welcher nun auch abgestiegen war, an meine Schäse, und rief dem fremden Fuhrmanne zu, daß er seiner Wege fahren solle, welches dieser auch, unter schrecklichem Drohen und Fluchen that.

„Was, zum Geier, ist dies für ein Betragen, das „ich hier mit ansehen mußte! — Geht man so mit Men„schen um? Du Unmensch!„ fuhr ich nun ganz entrüstet gegen den Postillon heraus. „Ja Herr! (rief der „noch immer vor Zorn sich kaum bewußte Postillon, mit „solchen Menschen, wie dieser Galgendieb einer ist, sollte „man wohl noch anders umgehen — todtschlagen sollte „man solche Hundskerl!„

Ich fragte nun etwas genauer nach der Ursache dieses Betragens, und der Postillon that meiner Neugierde auf folgende Art Genüge, indeme er ganz nahe neben der Schäse hergieng, um mir desto verständlicher zu seyn.

„Sehen Sie, Herr! (fieng er an) der Schwer„nothskerl, den ich eben so weidlich abgedroschen habe, „ist des Müllers Oberknecht aus dem nächsten Dorfe. „Vor 6. Wochen fuhr ich einen Kaufmann die nämliche „Strasse; es war eben Regenwetter, und ein Morast zum „versinken. Da blieb' ich nun im Walde, durch den wir „itzt gleich kommen werden, in einer Grube stecken, und „wenn ich meine zween Gäule todt geschlagen, und mir „die Lunge aus dem Leibe geschrieen hätte, so hätte ich

 doch

„doch nicht aus der Stelle kommen können. Ich wußte „meines Elendes kein Ende; indem kömmt der verfluchte „Rakker, der Mühlknecht, mit einem leeren Wagen „pfeifend und singend daher geschlentert. „Bruder, „rief ich, sey' so gut, und spann' mir deine zween vordere „ „Gäule vor, damit ich da aus der Schindersgrube „ „komme!„ „Ei!, rief der Galgendieb schmunzelnd, „ „bist du stecken geblieben? Ja so geht's, wenn man „ „mit'm Fuhrwerken nicht umgehen kann, und dazu „ „noch so elende Kracken von Gäulen hat. Du, dein „ „Herr, und deine Gäule ist eines davon so wenig nütz, „ „als das andere!„ Sehen Sie, Herr! So sprach „der vermaledeite Hund — hau'te lachend seine 4. Gäule „zusammen, und fuhr mit seinem leeren Wagen im Ga„loppe davon. Eine ganze Stunde mußte ich nun wie „ein Roß arbeiten, um aus der verfluchten Grube zu „kommen. Sollte man nun so einen Hund nicht todt„schlagen? Herr!„ Hier schloß der Schwager seine Erzählung, und versicherte mit sichtbarer Selbstzufriedenheit, daß ihm nun um vieles besser zu Muthe sey', weil er nur einmal Gelegenheit gefunden habe, sein Müthchen an dem Mühlknechte zu kühlen.

So lieblos und boßhaft nun das Betragen des Mühlknechtes gegen den Postillon gewesen war, so wenig ließ sich das unmenschliche und rachgierige Verfahren des Postillons entschuldigen. Ich suchte dieses dem Schwager begreiflich zu machen, und nahm dabei theologische Gründe, welche bey'm gemeinen Haufen immer die beste Wirkung zu thun pflegen, zu Hilfe, indeme ich ihm vorstellte, wie der Weltheiland seinen Feinden, ja selbst seinen Mördern, so schön und großmüthig verziehen, und keine Rachgierde gegen sie gezeigt habe — wie großes Verdienst

es vor Gott seye, ein Gleiches zu thun, und unsern Feinden eben so liebevoll zu verzeihen, u. dergl. m. „Ja „dies ist alles recht schön, und unser Herr Pfarrer pre- „digt's auch oft; (erwiederte der Postillon) aber sagen „und thun ist zweierlei. Ich wollt' einmal sehen, Herr, „was Sie thäten, wenn's Ihnen Einer so machte, wie „mir's der Galgendieb gemacht hat? — Mir zu sagen, „ich könn' mit dem Fuhrwerken nicht umgehen — mein „Herr, ich, und meine Gäule seyen nichts nütze! Potz „alle Donnerwetter! Hab' ich schon Fürsten und Grafen „gefahren — mein Herr ist der beste Postmeister weit und „breit, und auf meinen Pferden stand' kein Tropfen Was- „ser! Und dann mich in der Grube stecken zu lassen, und „mich auszulachen! — Nein, Herr, dies kann ich dem „Hundskerl nicht verzeihen; und hätt' ich ihn nicht heute „so derbe gebläuet, ich thäte es, hol' mich der Teufel, „so bald mir der Rakker in den Wurf käme!„ Mit die- sen Worten stieg er wieder zu Pferde, und fuhr nun, zu- frieden gegen mich zurücklächelnd, so geschwind seine Pferde laufen konnten.

Rachsucht ist also der Zug im menschlichen Herzen, von dem ich bey'm Anfange dieses Briefes sprach, und welchen ich bey dieser Begebenheit mit dem Postillon zu beobachten so schöne Gelegenheit hatte. Zu wünschen wäre es, liebster Karl, daß dieser häßliche Zug nur in dem Herzen des gemeinen Pöbels anzutreffen wäre, weil man da doch Hoffnung hätte, ihn nach und nach durch heilsamen Unterricht in Schulen sowohl, als von der Kanzel, gänzlich oder doch gröstentheils zu vertilgen: aber so drängt sich die schwarze Rachsucht beinahe in jedes menschliche Herz, theils mehr theils weniger, ein,

 und

und kann nur mit immerwährendem Wachen über sich selbst, und mit der vollkommensten Selbstverläugnung bekämpfet, und überwunden werden.

Beleidigte Eigenliebe ist eine der vornehmsten Urquellen der finstern Rachsucht; dies ist aus tausend und noch mehrern Beispielen zu erweisen, ja man darf kühn behaupten, daß unter hundert Rachsüchtigen es jedesmal achtzig ihrer beleidigten Eigenliebe wegen sind. So ist immer eine Leidenschaft der andern Mutter, und wird am Ende im menschlichen Herzen zur vielköpfigten Hyder, wenn man nicht frühzeitig bemühet ist, im vollkommensten Verstande des Wortes, Herr seiner Leidenschaften zu werden.

Rachsucht ist nicht nur ein schwarzes - häßliches, sondern auch ein sehr thörichtes und widersinniges Ding. Was kann man sich von einem Menschen — von einem Jünger der göttlichsten sanftesten Religion schwärzeres, und häßlicheres denken, als Rachsucht? Er, der Mensch, dieses vernünftige — dieses so weit über das Thier erhabene Wesen, schnaubt Rache, wenn er beleidiget wird, wie der wilde aus seiner Ruhestätte aufgescheuchte Eber, und sucht wüthend und sinnlos, wie dieser, seinen Beleidiger zu zerfetzen! Er, der Mensch, dieses edle, nach Gottes Ebenbilde geschaffene Wesen, sucht Rache an seinem Beleidiger, und vergißt des großen nichts als Liebe athmenden Gottmenschens, welcher im bängsten Todeskampfe ringend noch für seine Feinde und Mörder zu seinem himmlischen Vater bat! Was kann man sich von einem Menschen — von einem Wesen, das zu denken und zu beurtheilen fähig ist, thörichteres und widersinnigeres denken, als Rachsucht. Er, der

Mensch,

Mensch, der gemacht ist, das Gute und Böse, Ursachen und Wirkungen voneinander gehörig absondern — von jenen auf diese schliessen zu können, glaubt sich beruhiget und geborgen, wenn er nur die ihm angethane Beleidigung an seinem Beleidiger auf's empfindlichste rächen kann, gerade, als wenn fremdes Wehe sein eigenes verminderte, oder gar vernichtete! Er, der Mensch, dessen Vernunft sich bereits der Kindheit entrissen, und selbst denken gelernt hat, gleicht in seiner Rachsucht dem kleinen Kinde mit schwacher unreifer Beurtheilungskraft, das den Boden mit Fauststschlägen zu bestrafen bittet, auf dem es sich eine Beule an den Kopf fiel, und dann die schmerzende Beule schon weniger zu fühlen sich einbildet! Sieh Karl! dies ist die Karakteristik der Rachsucht; und nun sag' selbst: ob Rachsucht nicht ein schwarzes - häßliches, und zugleich ein thörichtes und widersinniges Ding ist? —

Viele halten die wahrhaft gottähnlich machende Tugend, seinen Feinden großmüthig zu verzeihen, für eine der schwersten Prüfungen: aber ich behaupte kühn, daß sie nur kleinen leidenschaftlichen Seelen schwer seyn kann. Der weise- der ächte Philosoph würde schon fähig seyn, diese große Tugend, ohne einigen Kampf auszuüben, wenn er auch nicht Christ wäre; dies beweisen selbst mehrere schöne Beispiele aus dem alten Heidenthume: um wie viel leichter also muß die Ausübung dieser Tugend dem Manne seyn, in dessen Herzen Weisheit und Religion, als zwo unzertrennbar in einander verschlungene Triebfedern aller seiner Gedanken und Handlungen, sich befinden? Ha, wie groß — wie edel ist es, zu seinem Beleidiger mit Wärme und so recht

von Herzen sagen zu können: „Ich verzeihe dir!„ wie unbeschreiblich süß ist die Wonne, Gott darinn ähnlich zu seyn, daß man seinen Feinden so von ganzem Herzen verzeihet, wie er seinen Feinden an jenem großen Tage der Erlösung verzieh!!

Dem Grolle, der Feindschaft, der Rachsucht in seinem Herzen Raum zu geben — diese darinn sorgfältig zu hegen, ist klein, niedrig, und ganz unter der Würde des Menschen — des Weisen; seinen Beleidigern und Feinden zu verzeihen, ist eine der edelsten, erhabensten Tugenden — erhebt unsere Seelen gleichsam aus dem Körper, und bringt sie in die Gesellschaft von Engeln. Der Alliebende sieht mit liebevollem Vaterauge den Edlen — Guten, der diese Tugend ohne Stolz, ohne Nebenabsichten, freiwillig, und um ihrer selbst willen ausgeübet, und befiehlt seinen Engeln, diese That in's unzerstörbare Buch der Allvergeltung mit großen leserlichen Buchstaben aufzuzeichnen. Nur der Gedanke, an Gott und seine uneingeschränkte Vaterliebe allein, sollte schon fähig seyn, jedes Gefühl von Rachsucht aus dem menschlichen Herzen zu tilgen, und ich muß hier am Ende dieses Raisonnements mit dem guten — liebenswürdigen Sailer ausrufen: „Ein Gott, der seine Sonne über Dankbare und Undankbare scheinen läßt, ist so recht ein Gott „für das Menschenherz, das gemacht ist, Freunde und „Feinde zu lieben. (*)"

Ich

(*) Siehe J. M. Sailers, Lehrers der Moralphilosophie und Volkstheologie an der hohen Schule zu Dillingen in Schwaben, Glückseligkeitslehre aus Vernunftgründen mit Rücksicht auf das Christenthum im 1. Theile Seite 338.
Anm. des Verf.

Ich hoffe, daß dir dies kleine Raisonnement über Rachsucht nicht unangenehm zu lesen seyn wird, liebster Karl! Wollte Gott, ich könnte es allen meinen Mitbrüdern recht tief — recht innig in's Herze prägen, wie groß — wie edel es ist, seinen Feinden von ganzem Herzen zu verzeihen: aber Weißheit und Religion lassen sich nur durch immerwährende Selbstverläugnung, und tiefes Nachdenken über Gott und seine liebenswürdige Gesetze, über sich selbst, und seine eigentliche Bestimmung erwerben, und diesem sich zu wiedmen, ist, leider, nur das Geschäfte einiger wenigen Edlen unter dem Menschengeschlechte. (*)

Lebe wohl, mein guter menschenfreundlicher Karl! Du bist weise — du bist fromm genug, um auch deine

Feinde

(*) Ich hoffe nicht, daß ich Leser haben werde, welche aus dem, was Waller in diesem Briefe, über Rachsucht, und über die große Tugend, seinen Feinden zu vergeben, gesagt hat, den falschen Schluß ziehen könnten: also darf man Beleidigungen nicht ahnden, noch sich gegen dieselbe vertheidigen, und dergleichen. Es ist ein großer, sehr merklicher Unterschied, gegen seine Feinde und Beleidiger eine unversöhnliche Feindschaft und unauslöschliche Rachgierde im Herzen zu hegen, und sich gegen seine Feinde und Beleidiger zu schützen und zu vertheidigen. Das Erste verbiethet Religion und Vernunft, und das zweite gebiethet das Gesez der Selbsterhaltung, eines der ersten und vornehmsten Gesetze. Man kann und muß also alle mögliche erlaubte Maasregeln ergreifen, um sich gegen seine Feinde und Beleidiger zu schützen — sich gegen selbe zu vertheidigen, ohne deswegen dem Grolle und der Rachgierde gegen sie im Herzen Raum zu geben. Vernünftige Leser werden dies von selbst einsehen, und sollt' ich minder vernünftige haben, so steht diese Anmerkung zu ihrer Belehrung hier.

Anmerk. des Verfassers.

Feinde, wenn du anders Feinde haben kannst, zu lieben und eben darum liebet dich auch von ganzer Seele

Dein

Freund

Eduard Waller.

Zwanzigster Brief.

E** am 12ten des Brachmondes 17–

Während meiner ganzen Reise hat mir noch nichts so viel Mißvergnügen verursachet, als das heutige Mittagessen, und zwar mit gutem Grunde, wie du gleich hören wirst, liebster Karl!

Es war nahe am Mittage, als ich in dieser kleinen Residenzstadt eines deutschen Reichsfürsten ankam, und es gefiel mir in dieser Gegend so wohl, daß ich mich entschloß', ein paar Tage hier zu verweilen. Ich stieg vor dem Posthause, das zugleich ein Gasthof ist, ab, und der Posthalter trug mir an, diesen Mittag in Kompagnie zu speisen. Ich war's zufrieden; hatte aber bald Ursache es zu bereuen: denn ich fand unter meiner Tischgesellschaft ein Original, an dem mir alles unausstehlich war — das mir meinen ganzen Appetit verderbte. Du wirst zwar sagen: das seye nicht weise; ein Mensch müsse Menschen aller Art samt ihren Mängeln und Schwachheiten ertragen: aber ich bin überzeugt, mein Bester, daß nur der phlegmatischste Alltagskopf fähig seyn kann, einen solchen Schufft, wie mir heute einer aufstieß, mit Geduld ertragen zu können. Laß' dir einmal eine kleine Beschreibung von diesem Kerlchen geben, liebster Karl, und dann urtheile, ob ich, mit aller Philosophie bewaffnet, meiner Galle verwehren konnte, nicht aufzugähren!

Meine

Meine Tischgesellschaft bestand aus 8 vom Militair und Zivilstande, und, dem Aeußerlichen nach zu urtheilen, ganz artigen Personen, und eben trug der Aufwärter die Suppe auf den Tisch, als mein neunter Tischgesellschafter, das Original von dem ich vorhin sprach, mit vielem Geräusche in die Gaststube trat. Mit affektirter Nachläßigkeit warf er Hut und Degen auf den Nebentisch, und wischte sich mit einem großen seidenen Schnupftuche den Schweiß von der Stirne, indeme er keuchend rief; „Das ist, bey meiner armen Seele, eine „verfluchte Situation, wenn man an allen Orten zu„gleich seyn soll'! Gehorsamster Diener, meine Herren! „Nehmen Sie's doch nicht ungütig, daß ich so spät er„scheine! Aber sehen Sie! Erst mußt' ich zum Minister; „der Herr hat sich nun schon einmal die Grille in den Kopf „gesetzt, keinen Tag ohne mich seyn zu können, und mit „so einem Herrn darf ich's nun doch nicht verderben. „Dann mußt' ich zur Baronesse von E**; der war ich „schon 14. Tage ein Gedicht auf ihren Papagoy schuldig „— es ist ihr Liebling, und da mocht' ich ihr die kleine „Gefälligkeit nun auch nicht abschlagen, die gute Dame „hat ohnehin schon lange genug darauf warten müssen; „aber ich konnte ihr, weis Gott, nicht helfen; denn ich „habe nur zwo Hände und einen Kopf, und über hun„dert Scherz- und Gelegenheitsgedichte, von heute an „biß in 10. Tagen, noch zum verfertigen auf dem Halse „— alles Bestellungen von Damen, denen ich nichts ab„schlagen kann. Dann mußt' ich noch einen Sprung zu „meinem Schneider thun; der Kerl soll' mir einen neuen „pariser Frack machen, und das deutsche Rindvieh ist so „teuflisch dumm, daß ich jeden Tage ein paarmal zu ihm „laufen muß, wenn ich den Frack recht nach dem neuesten

pari-

„pariser Geschmacke bekommen will. Sehen Sie, mein „Herren! diese drei Gänge nahmen mir den ganzen Vor„mittag weg, und Nachmittag bin ich auf ein gewißes „Tête àTête bestellt, He, He, He! dies wird mir nun auch „wieder den halben Nachmittag rauben. Wenn nur die „Zeit nicht so verflucht geschwind rennte, oder die Leute „so diskret wären, mich nicht alle auf einmal bey sich ha„ben zu wollen! Ich wollt' ja, hol' mich der Teufel, „gern überall zugleich seyn, wenn mir's nur möglich wä„re, und mir meine Arbeiten zu Hause nicht über'm „Halse liegen blieben: aber so muß ich mich, ma Foi, „ganz für Andere sakrifizieren. Hol' der Teufel die Eh„re, von jedermann gesucht zu seyn, wenn ich die leib„liche Ruhe nicht dabei habe; „

Niemand von der ganzen Gesellschaft merkte auf diese lächerliche, und ungemein geschwind hergeplapperte Praleréi des windigen Kerlchens, während welcher man sich zu Tische setzte, und die Suppe aß. Das Original nahm nur ein paar Löffel voll davon zu sich, gab dann den Teller weg, zupfte an der Halskrause — an den Manschetten, räusperte sich, wischte das Gesicht ab, rückte auf dem Stule hin und her, kurz: das ganze Kerlchen war, als wenn es von Quecksilber zusammen gesetzt wäre.

Ehe ich nun in meiner Erzählung weiter fortfahre, muß ich dir, liebster Karl, erst auch die Kleidung meines Originals beschreiben; denn diese gehört mit dazu, um sich einen rechten Begriff von diesem Menschen zu machen,

Die Frisur des Herrchens war die, welche in der Modesprache à la Hérisson genennet wird. Zwo kleine Löckchen nicht zu vergessen, welche sehr elegant hinter den beyden Ohrläppchen hervorragten. Das kurze viol-

blaue

blaue mit weissem Tafent gefütterte Röckchen war nur von Rückwärts recht sichtbar; denn es war so sehr zurückgeschnitten, daß man vornen kaum ein paar Finger breit davon sah. Die Knöpfe darauf hatten genau die Größe eines französischen großen Thalers, und glänzten wie eine Reihe hellleuchtender Sonnen. Die weiß atlassene Weste mit einem schmalen blau und gold gestickten Dessein war so kurz als möglich. Die Beinkleider, auf welchen statt der Uhrketten zwo blau und weißseidene Mäschgen hiengen, von schwarzem Sammt. Die Strümpfe von Seide weiß und violblau gestreift, und die Schuhe mit hohen rothen Absätzen. Auf den Schuhen flimmerten Steinschnallen, die zu beiden Seiten auf dem Boden auffstiessen, und, ihrer Größe wegen gar füglich auf Pferdgeschirre zu gebrauchen gewesen wären. Beinahe mitten auf dem Rücken hieng ein kleines, kaum drei Finger breites Haarbeutelchen, und aus beiden Rocktaschen seidene Schnupftücher. An beiden Händen stacken ein paar große Ringe mit Frauenzimmer-Silhouetten. Der auf dem Nebentische liegende, mit einer ungeheuern Masche gezierte Hut konnte im Nothfalle die Dienste eines Regenschirms thun, und der dabei liegende Degen war von fein geschliffenem Stahle, und im Duodezformate verfertiget. Denk' dir nun dazu ein Männchen von weniger als mittelmäßiger Größe — mit einem bleichen eingefallenen Gesichtchen — am ganzen Körper hager, wie ein Häring, so hast du die ganze Aussenseite meines Originals.

Ich hatte das unglückliche Schicksal dem Originale gerade gegenüber zu sitzen, und war also der Gegenstand, auf welchen dieses Genie heute hauptsächlich seinen Witz spielen lassen wollte. „Sie sind vermuthlich ein

„ein Fremder, der sich in unserer Residenz formiren will?„ fieng das Kerlchen an, nachdem es mich vorher einige Zeit sehr unverschämt fixirt hatte. Mich wandelte die Lust an, das Bürschgen ein wenig zu demüthigen; ich antwortete ihm also etwas höhnisch: „Glauben Sie, mein Herr, daß hier der Ort ist, wo sich „Fremde formiren können, wie Sie's zu nennen beliebten, und daß mir dieß nothwendig seye?„ Meine Antwort, besonders der lezte Theil davon, sezte das Original etwas aus der Fassung; es zog' seine Halskrause zurechte — besah' seine beiden Ringe, und — schwieg. Indessen aß man weiter fort, und ich unterhielt mich mit einem sehr gesitteten und artigen Offizier, welcher neben mir saß. Nach einer Weile fieng das Original wieder an: „Sie werden doch einige Zeit hier bleiben, mein „Herr, um die Merkwürdigkeiten unserer Residenz kennen zu lernen? In diesem Falle soll' es mir ein wahres Plaisir seyn, Sie in den vornehmsten Häusern „(wo ich, ohne Ruhm zu melden, wie das Kind vom „Hause angesehen bin) einzuführen. Halten Sie sich „immer an mich, mein Herr! Ich mache mir das größte „Vergnügen daraus, Fremden zu dienen, weil ich auf „meinen großen Reisen durch Frankreich und Italien „auch recht von Herzen froh war, wenn sich jemand „meiner annahm. Ach! da war ich im Anfange so roh — „so ungeschliffen, daß ich es meinem Schicksale nicht „genug verdanken kann, welches mir Leute zuführte, „die mir das, was man Welt nennt, beibrachten — die „mich zu dem machten, was ich nun zu seyn mir flattiren darf. Wie gesagt, mein Herr! wenn Sie sich „mir anvertrauen wollen, so - - - -„ "wollen Sie „mich rohen Kerl auch abschleifen, (fiel ich lächelnd

„ein

„ein) wofür ich Ihnen recht sehr verbunden seyn würde,
„wenn ich mich länger als ein paar Tage hier aufzu-
„halten gedächte!„ Das Gesichte des unverschämten
„Kerlchens wurde hier, vielleicht zum erstemnale, wie
„mit Glut überzogen, die ganze Tischgesellschaft lachte,
„und es erfolgte abermals eine Pause.

Meine lakonische Antworten mochten nun dem Ori-
ginale nicht anstehen: es würdigte mich also keiner wei-
tern Aufmerksamkeit, und kramte dafür so viel Unsinn —
so viel elendes Zeug aus; prahlte so unverschämt mit
all den Gunstbezeugungen, die es von Damen und vor-
nehmen Personen, sowohl auf seinen Reisen, als hier,
genossen habe, uud noch genieße; fieng am Ende gar
an, den Freigeist zu spielen, und über die Religion zu
spötteln; daß ich recht herzlich froh war, als das
Mittagessen vorüber war, und die Gesellschaft vom Ti-
sche aufstand. Ohne mich eine Minute aufzuhalten, be-
urlaubte ich mich nun von der Gesellschaft, und gieng auf
mein Zimmer, um mich von dem unbeschreiblichen Un-
sinn zu erholen, den ich gezwungen gewesen war, mit
anzuhören.

Bald, nachdeme ich auf meinem Zimmer angelangt
war, kam der Posthalter, und erkundigte sich: ob mir
nicht eine Tasse Koffee beliebig wäre? Bey dieser Ge-
legenheit bat ich ihn, mir zu sagen: wer denn eigent-
lich das Original, das mir heute mein Mittagessen so un-
schmackhaft gemacht hatte, und was dessen Amt hier in
dieser Residenz seye? Der Posthalter beantwortete meine
Fragen auf folgende Art: Das Original seye der Sohn
eines reichen und angesehenen Beamten aus dem ***schen,
und befinde sich hier, um bey der Regierung zu prakti-
ziren. Alle seine Prahlereien, daß der Minister so vie-

les auf ihn halte, daß er bey den Damen, und in allen vornehmen Häusern so beliebt seye, u. dergl. seyen weiter nichts, als Prahlereien; denn er sey' in der ganzen Residenz als ein unausstehlicher Geck bekannt, welcher auf seine gemachten Reisen, und auf seines Vaters Börse unleidlich stolz, und dabei ein Dummkopf erster Klasse seye, den einmal blos sein ansehnliches Vermögen weiter befördern würde. Er seye bey dem allen keck, wie eine Fliege, und lasse sich nirgends abtreiben, wo er einmal eingenistelt habe. Die Pralerei von seinen Kenntnissen und vielen Arbeiten seye die unverschämteste Lüge; denn jedermann kenne ihn als den größten Ignoranten, und geschäftigsten Müßiggänger, der je irgendwo existirt haben könnte, oder noch existre.

Dies ist die Schilderung, welche mir mein Wirth von dem, mir vorher unbekannten, Original machte. Ich dankte ihm für diese Nachricht, und eröffnete ihm zugleich, daß ich, von nun an, gesonnen seye, während meines noch übrigen Aufenthaltes auf meinem Zimmer zu essen.

Sag' Karl! wem sollte nun nicht Blut und Galle kochend werden, wenn man so ein armseliges Zwischending von Mensch und Insekte sieht, wie das Stuzerchen eines ist, das heute mein Tischkompagnon war? — d'Argens sagt irgendwo: „Nur keinen Petitmaitre aus „ihm gedrechselt! Dieser ist eine Amphibie: er hat zu „viel Verstand für eine Bestie, und zu wenig für einen „Menschen; man weis nicht eigentlich, in was für eine „Klasse man ihn setzen solle.„ und d'Argens hat hier ungemein richtig geurtheilt. Weidlich hab' ich mich heute, während dieses fatalen Mittagessens geärgert; denn nichts konnte mich von jeher so sehr aus der Fassung bringen,

gen, als wenn ich gezwungen war, in Gesellschaft eines Stuzers zu seyn. Diese Art Menschen sind nun gewiß die unausstehlichsten Geschöpfe auf Gottes weitem Erdenrunde, und wenn ja etwas Verachtung, im eigentlichsten Verstande des Worts, verdient, so sind es die Stutzer, oder sogenannten süßen Herrchen. Gedankenlos, gleich Schmetterlingen, flattern sie von einem Orte zum andern, ja sie sind, in gewißer Rücksicht, noch geringer als Schmetterlinge zu achten; denn sie schwadroniren in der Welt ohne Gedanken, ohne Bestimmung, ohne Beruf, jedermann zur Last, und sich selbst zur Schande umher. Ich kann mir unmöglich etwas Elenderes denken, als so einen Menschen, welcher, außer Modetändeleien, Mädchen begaffen, Händchen küssen, Unsinn und abgedroschene Boumots plappern, u. dergl. nichts zu thun weiß — sich von nichts einen Begriff machen kann, und die edle kostbare Zeit so jämmerlich tödtet. Doch auch ich würde die kostbare Zeit tödten, wenn ich länger von Stutzern und süßen Herrchen redete, ja ich mache mir schon wirklich eine Art von Gewissen daraus, von einem so elenden verachtungswürdigen Trosse der Menschheit so vieles gesagt zu haben: Zudeme hat ja diese menschliche Insekten Ebert, Kästner, Gökingk in seinem Wiegenliede, und noch mehrere würdige Männer treffend und stark genug geschildert. Aber von dem schändlichen Dinge, das unter dem Namen, Müßiggang, bekannt ist, muß ich doch bey dieser Gelegenheit noch ein paar Worte sagen, liebster Karl!

Müßiggang ist ein Laster, welches gräuliche Verwüstungen unter dem Menschengeschlechte anrichtet, und beinahe die Urquelle aller andern Laster zu nennen ist.

Dieses Laster entnervt den Menschen, der sich ihm ergiebt; macht ihn schwach an phisischen und moralischen Kräften; raubt ihm alles tiefere Nachdenken über sich selbst und die Gegenstände um ihn her; wird am Ende für ihn zu einer Art von Leidenschaft, und treibt ihn an, immer mehrere Mittel aufzusuchen, um dieser Leidenschaft fröhnen zu können.

Die Folgen davon sind, Ekkel und Wiederwillen an der Arbeit, mannigfaltig schändliche Kniffe sich der Arbeit entziehen und müßiggehen zu können, und am Ende, wenn alle Quellen und Mittel hierzu erschöpft sind, die häßlichsten Laster — nicht selten Mord und Diebstal. So hat der Müßiggang schon tausende seiner unglücklichen Sklaven zu Betrügern und Bösewichtern gemacht — sie in den besten Jahren dem Galgen und Rade überliefert. So hat der Müßiggang schon tausende seiner unglücklichen Sklaven zu Gecken und Thoren, und dadurch, für eine ganze Lebenszeit, verächtlich und elend gemacht.

Man kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie sich ein vernünftiges Wesen, das alles um sich her, vom kleinsten Insekte biß zum Menschen hinauf, thätig und arbeitsam sieht, sich dem Müßiggange ergeben — dieses schändliche Unding sogar reizend finden kann. — Der Mensch, vom Fürsten biß zum Bauern, ist offenbar zur Arbeit geschaffen; seine Bestimmung ist offenbar, seine phisisch und moralischen Kräfte zu seinem, und seiner Mitmenschen Nutzen zu verwenden: Wie sündlich vor Gott und der Welt ist es also, sich dem Müßiggange zu ergeben, und von dem Schweiße seiner Mitmenschen sich zu nähren? Wie schändlich und niederträchtig ist es, vom Ganzen der Gesellschaft zu leben, und nicht das

Min-

Mindeste zum Besten der Gesellschaft beitragen zu helffen? Wie bald würde auf solche Weise die Welt von nichtswürdigen Taugenichtsen wimmeln, welche, sich und ihrem Nebenmenschen zur Last, sich am Ende selbst verderben würden? — Der Müßiggänger also ist es, welcher unsere ganze bitterste Verachtung verdienet — ist ein unnützes Glied der Gesellschaft, und unwehrt, ein Glied derselben genennt zu werden. So ist mir der schlecht bekleidete, kaum bemerkte Bauer, welcher mit unverdrossener Thätigkeit, als Mensch und Hausvater, sein ihm auferlegtes Tagwerk verrichtet, unendlichmal verehrungswehrter, als sein reicher Gerichtsherr mit 32. Ahnen, welcher keinen andern Beruf kennt, als den Schweiß seiner Unterthanen auf die mannigfaltigste Weise im sündlichsten Müßiggange zu verschlemmen. Mit Verehrung, und einer Art von innig feyerlichem Gefühle blick' ich auf den fleißigen — thätigen Landmann, und schaudere vor Verachtung, indeme der schwelgerische — hochadeliche Müßiggänger, unwehrt den edlen Namen, Mensch, zu tragen, meinen Blicken begegnet. (*)

Langeweile ist ein Kind des Müssiggangs von Stumpfsinn und Faulheit erzogen. Ich bin nun 29 Jahre alt, und doch könnte ich mich, von meinem Jünglingsalter an, nicht einer Stunde erinnern, wo ich Langeweile gehabt hätte. Ein vernünftiges Wesen und Langeweile lassen sich kaum zusammen denken, und ich ärgere mich, so oft ich jemand über Langeweile klagen höre.

(*) Wer sieht nicht ein, daß hier nicht von einem ganzen Stande, sondern nur von denen, die diesem Stande Unehre machen, die Rede ist? —

Anmerk. des Verfassers.

Wenn der Mensch ganz sich selbst überlassen, ohne mindeste Geschäfte wäre, so hätte er immer noch genug zu thun um über sich selbst und seine Bestimmung nachzudenken — ein Geschäfte, das an Wichtigkeit jedes andere übertrift: zudeme, wo ist der Mensch, welcher ganz unfähig ist, sich, oder seinem Nebenmenschen auf irgend eine Art nützlich zu seyn? Man kann nicht immer arbeiten; der Geist und Körper müssen Erholung haben, um nicht stumpf und abgenützt zu werden! höre ich Manchen ausrufen. Ganz recht; ich bin eben dieser Meinung. Ist aber Langeweile Erholung, oder lassen sich die müßigen Stunden nicht mit etwas ausfüllen, um vor Langerweile zu bewahren? Angenehme und nützliche Lektüre, Umherwandeln in der lieben — herrlichen Natur, Betrachtungen über beide — über sich selbst, u. dergl. sind gewiß sehr angenehme Beschäftigungen die Lükken der müßigen Stunden auszufüllen, und die Langeweile zu vermeiden. Niedrig ist's also, über Langeweile zu klagen, und derjenige ist schon nahe dabei ein Müßiggänger, das Schändlichste aller Dinge, zu werden, welcher öfters über Langeweile klagt. Nie wird man aus dem Munde des Weisen diese Klage hören; ihm wird, im Gegentheile, die Zeit immer zu schnell vorüberfliegen, und er wird mit Seufzen über ihren pfeilschnellen Fluge sich beklagen.

Sieh Karl! so denke ich über das häßliche Ungeheuer, das man Müßiggang nennt. Wehe dem Unglücklichen, der sich dem Müßiggange ergiebt — gedoppeltes Wehe dem, der Behagen daran findet, und so Gott und der Welt die kostbaren Tage seines Lebens abstielt!!

Da ich mich ein paar Tage hier aufzuhalten gesonnen bin, so werde ich diesen Brief bis zu meiner Abreise zurückbehalten: vielleicht werde ich in den Stand gesetzt, dir noch mehrer interessantes von hier aus schreiben zu können, liebster Karl!

Am 21ten des Brachmondes 17 —

Die allgütige Vorsehung sey' millionfach gelobet, dafür, daß sie mich abermals zu einem Werkzeuge ihrer unbegränzten Vaterliebe zu erwählen würdigte! Liebster Karl! Ich hatte heute einen herrlichen Nachmittag, welcher mir nicht um tausend Louisd'or feil wäre, und muß mein wonnetrunkenes Herz, noch ehe ich mich zu Bette lege, in deinen lieben freundschaftlichen Busen ausgiessen. Wohl mir, der ich so unaussprechlich glücklich bin, einen Freund zu besitzen, welcher Sinn für so etwas hat, und meine innigsten Empfindungen so liebevoll und antheilnehmend mit mir theilt!

Bald nach dem Mittagessen gieng ich aus, um mich in der schönen Gegend, in welcher diese kleine Residenzstadt liegt, umzusehen. Ich gieng vors nächste Thor hinaus, und wandelte einige Zeit auf der zu beiden Seiten mit Obstgärten begränzten Landstrasse hin, bis mich endlich, am Ende dieser doppelten Reihe von Gärten, diese Landstrasse über eine kleine Anhöhe hinab, und auf eine steinerne Brücke führte, unter welcher ein schnell rauschender Bach nach den nahen mit Wald bewachsenen Bergen über Felsenstücke dahin rollte. So romantisch hab ich auf meiner Reise noch wenige Gegenden angetroffen. Gerade vor mir die schöne weisse Landstrasse, welche zwischen den herrlichsten Wiesen-

gründen in beinahe gerader Linie nach einem unweit entfernten Wäldchen hinlief, und sich in demselben verlor. Rückwärts die kleine mit Fruchtfeldern bedeckte Anhöhe, um welche sich zur linken Hand der vorhin erwähnte Bach hervorwand, und pfeilschnell mit melodischem Rauschen, unter meinen Füßen durch die steinerne Brücke nach den nahen Bergen dahineilte. Zur rechten Hand diese Berge welche in einer unnachahmlich schönen Grouppe hintereinander standen, und von deren mit Wald bewachsenen Gipfeln das angenehme Lied der Nachtigallen in das melodische Rauschen des Baches harmonisch sich mischte. Hier und dort zerstreute Kühe und Pferde, welche auf den Wiesen weideten, oder in muthwilligen Sprüngen umherhüpften. Ober mir der lazurblaue Himmel, an dem, ausser einigen blendend weissen Wölkchen, auch nicht ein düsteres Flekchen zu finden war, und dazu ein sanftes angenehm kühlendes Lüftchen, welches die heißen Sonnenstralen milderte — Sag' Karl! War dies alles nicht ein köstlicher Anblik für ein fühlendes Herz? Im innigsten Wonnegefühl versunken stand ich auf der steinernen Brücke, und prieß mit süßem Schauer den liebevollen Vater der Menschen, der dies, und noch unendlichmal herrlichere Dinge, seinen Kindern zum Nutzen und Vergnügen gemacht hat; als mich plötzlich ein anderer Auftritt aus diesem süßen Seelenschauer riß, und meine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Ein alter Mann im abgetragenen, hier und dort geflikten Ueberrocke, ein kleines Bündelchen am Stocke auf seinen Schultern tragend, kam langsam über die kleine hinter mir liegende Anhöhe herunter geschlichen, und sprach mich mit einem tiefgeholten Seufzer um ein Almo-

sen

ten an, als er zu mir auf die Brücke kam. Der Mann hatte eine sanfte einnehmende Bildung, und sein Silberhaar, das eine große Glaze umgab, hatten vollends so viel Mitleiderweckendes an sich, daß ich beinahe unwillkührlich in die Tasche griff, und ihm ein 24 kr. Stück darreichte. Der gute Alte wollte mir dafür die Hand küssen (welches ich aber verhinderte) und rief, mit sichtbarer Empfindung dessen was er sagte, aus: „Der liebe „Gott vergelte es Ihnen tausendfältig!“ Mit einem Seufzer wollte er nun weiter gehen, als mich die Neugierde anwandelte, etwas Näheres von seinen Umständen zu erfahren. Ich rief ihn also nochmal zurück, und bat ihn, mir die Ursache seiner kümmerlichen Lage zu entdecken.

„Ich war Bedienter bey dem Herrn Baron von „B*** (so fieng der Alte mit Thränen in den Augen zu „erzählen an) und diente diesem Herrn 18. Jahre lang „mit unaufhörlicher Liebe und Treue. Vor einem hal„ben Jahre starb nun mein guter rechtschaffener Herr, „welchem ich ewig die viele Liebe und Wohlthaten nicht „vergessen werde, die er mir erwiesen hat, und wofür „ihn der allmächtige Gott nun längst belohnet haben „wird. Ach! es war gar ein guter christlicher Herr, der „alte Baron, ein wahrer Vater der Armen, und seiner „Dienstboten; dafür wären ihm seine Leute aber auch in „den Tod gegangen, wenn er es von ihnen verlangt „hätte. Kurz vor seinem Tode kam der junge Baron „von Reisen zurück, und diese Zurückkunft hat gewiß „meinem alten lieben Herrn das Leben gekostet: denn „der junge Herr hat keine Ader im Leibe, die seinem sel. „Herrn Vater gleicht. Er liebt nichts als seine Pferde „und Hunde, und hat mit keinem Menschen ein Mit-

„leid — plagte auch den alten Herrn so sündlich bey al„len Gelegenheiten, daß es uns Dienstboten oft die „Thränen auspresste. Der gute alte Herr war dies nicht „gewohnt — erzörnte sich oft gar sehr, und dies mag „ihm denn auch seinen Tod, noch vor der Zeit, zugezo„gen haben. Kaum war der alte Herr todt, so kehrte der „junge das ganze Hauswesen unter und über sich — hei„rathete die reiche Wittwe eines Dragoner-Obersten, „eine rechte Furie von Weib besonders gegen die Dienst„boten, und verschwendete nun mit täglichem Prassen „und Schlemmen das herrliche Vermögen seines sparsa„men Herrn Vaters, welcher sich oft den Bissen am „Mund versagte, um seinem Sohne ein schönes Vermö„gen hinterlassen zu können. Nun hatten wir Dienstbo„ten ein Leben, wie in der Hölle. Tag und Nacht muß„ten wir rennen und laufen; ausgescholten wurden wir, „wie die Hunde; und das, was der gnädige Herr in ei„ner Nacht verschlemmete, oder die gnädige Frau ver„spielte, wollte man an uns wieder hereinbringen: denn „man zog' uns am Liedlohn beinahe die Hälfte ab, und „manchen Tag hatten wir kaum genug, und nur halb „gekochtes Essen. In Zeit von einem Vierteljahre gieng „ein Bedienter nach dem andern heimlich, oder öffent„lich aus dem Dienste; nur ich allein hielt geduldig aus; „denn ich dachte: wo willst du alter morscher Kerl hin, „wenn du diesen Dienst verläss'st? Für dich ist in der „Welt nichts mehr zu machen — du mußt frohe seyn, wenn „du in deinem Alter ein Plätzchen hast, wo man dich ge„duldet, biß dich der Tod aus diesem Jammerthale erlö„set, und zu deinem guten alten Herrn bringt! So dacht' „ich immer, und ließ mir, in Gottes Namen, alles ge„fallen, was man mit mir vornahm. Vorgestern aber

„gieng's

„gieng's plötzlich anders; ich verlor meinen Dienst, und „weis mir nun weder zu rathen noch zu helffen. Ach du „liebster Himmel, es ist doch ein Elend um einen alten „hilflosen Mann! „ Hier fieng der alte Greis bitterlich zu weinen an, und erst nach einigen Minuten fuhr er unter ächzendem Schluchzen in seiner traurigen Erzählung weiter fort.

„Ich hatte vorgestern einen Brief auf die Post tra„gen sollen, welche etwas weit von dem Hause meiner „gewesenen Herrschaft entfernt ist. Um halb 4. Uhr auf „den Glockenschlage pflegt die Post abzugehen, und „kaum ein paar Minuten vorher siegelte mein Herr den „Brief, und hieß mich ihn auf die Post tragen. Ich lief, „so geschwind es meine alten steiffen Knochen zuließen — „der Schweiß rann' mir von dee Stirne, als ich am „Posthause ankam: aber ich kam nun doch schon zu spät —„die Post war bereits abgegangen. Ein Anderer hätte „nun vielleicht den Brief biß zum folgenden Tage zurück„behalten, und bey'm Herrn vorgegeben, der Brief seye „schon fort: aber ich hab', mein Tage, das Lügen für „schändlich gehalten, und zudeme dacht' ich: es wird dir „doch den Kopf nicht kosten; du bist ja gelaufen, was „in deinem Vermögen war! Aber, der liebe Gott wolle „mir's verzeihen, hat mich's niemal gereuet, daß ich „die Wahrheit sagte, so reu'te mich's diesmal. Kaum „sagte ich meinem Herrn, daß ich zu spät gekommen war, „und gab ihm dabei den Brief zurück, so schrie dieser „ganz wüthend: „Du vermaledei'ter alter Hund! „ „Konntest du deine verfluchten Knochen nicht aufhe„ „ben? „; Ich betheuerte zitternd und bebend, daß ich „aus allen Kräften gelaufen seye; und stellte mit aller „Gelassenheit vor, daß es eben schon gar zu spät gewesen

„sen seye: aber nun rasete mein Herr noch ärger: „Ver=
„ „fluchter Graukopf! Willst du mich lehren, was ich
„ „zu thun habe? Potz alle tausend Donnerwetter und
„ „Schwernoth, das gienge mir vollends ab!! Den Au=
„ „genblick zieh' die Livree' aus, und packe dich zu allen
„ „Teufeln!„ Stellen Sie sich vor, lieber Herr, (fuhr
„der Alte fort) wie ich über diese Worte erschrack! Ich
„fiel meinem Herrn zu Füßen, und bat ihn mit Thränen,
„mich doch itzt im Alter nicht zu verstossen; als ich sah,
„daß dies nichts fruchten wollte, erinnerte ich ihn an
„meine achtzehnjährige treue Dienste, und an die Liebe
„seines sel. Herrn Vaters zu dem alten Jakob, dies ist
„mein Name: aber itzt hatte ich Oel in's Feuer gegossen;
„ „denn nun schrie mein Herr: „Gelte, alter Spizbu=
„ „be, mein Vater geht dir ab? Den hast du recht über
„ „den Gänsekoth führen, und deinen Beutel dabei spi=
„ „ken können! Ich kenn' dich lange, alter Gauner,
„ „und hätte dich nicht so lange um mich leiden sollen!
„ „Packe dich nur, je bälder je lieber, aus dem Hause,
„ „oder ich schmeisse dir mit der Parforzepeitsche deine
„ „spizbübischen Knochen entzwei!“ Mich einen Be=
„trüger meines alten Herrn nennen zu hören, dies mach=
„te mein Blut warm. Ich bat also meinen Herrn mit
„einiger Hitze, doch ohne die Ehrfurcht, die ich ihm schul=
„dig war, hintanzusetzen, mich mit solchen Vorwürfen zu
„verschonen: bekam aber dafür einen Stoß auf die Brust,
„daß ich zum Zimmer hinaus, und auf den steinernen
„Fußboden stürzte, und kaum die Treppe noch erreichen
„konnte, ehe mein Herr mit der Karbatsche aus dem
„Zimmer kam, mich zu bläuen. Ich gieng nun weinend
„in die Gesindstube, und bat einen meiner Kameraden,
„für mich bey'm gnädigen Herrn um den noch zu fordern
„habenden

„habenden Monatslohn, und um die einzige Gnade, die „Livrée behalten zu dürfen, zu bitten. Er gieng; aber „bald darauf kam die gnädige Frau mit ihm herunter — „las mir ein ganzes Register verlor'ner und zerbrochener „Sachen, von denen ich mich kaum der Hälfte erinnern „konnte, vor — warf mir, nach deren Abzug, noch „zween Thaler hin, und befahl mir, sogleich die Livrée „auszuziehen, und mich aus dem Hause zu paken. All' „mein Bitten und Flehn war vergebens; sie fuhr wie ei= „ne Furie wieder zur Thüre hinaus, und schlug mit ei= „nem gräßlichen Fluch dieselbe hinter sich zu, daß der „Fußboden unter mir zitterte. Ich zog nun unter vielen „Thränen die Livrée, die ich 18 Jahre mit Ehren getra= „gen hatte, aus, und hätte im Hemde davon gehen „müssen, wenn mir nicht der Kutscher aus Barmherzig= „keit diesen alten Ueberrok, und diese Beinkleider geschenkt „hätte. Sehen Sie, lieber Herr! So gieng es mir; „und nun muß ich alter elender Mann in meinem 65 „Jahre noch das liebe Brod vor den Thüren betteln, bis „der liebe Gott sich meiner erbarmt, und mich zu sich in „den Himmel nimmt." Hier fieng der unglückliche Mann auf ein Neues zu weinen an, und auch mir schwamen die Augen voll Thränen, als ich den alten ehrwürdigen Greis so weinend in dem ganzen Bewußtseyn seines Elendes vor mir stehen, und die Hände ringen sah.

Jedes menschliche Elend wirkt tief auf meine Seele; aber das Elend eines Greisen — Karl! Das ist etwas, das mich bis ins innerste erschüttert. Auch hier bey der Erzählung dieses unglücklichen Alten, welche ganz das karakteristische Gepräge der Wahrheit hatte, wurde ich tief gerührt; und ehe diese vollends am Ende war, hatte

ich

ich auch schon einen Plan, den hilflosen Greisen seinem Elende zu entreissen, entworfen. Ich wollte ihn nämlich in meine Dienste aufnehmen, und ihm für die übrigen Tage seines Lebens ein stilles und ruhiges Leben in meinem Hause verschaffen. Da ich mich nun ohnehin dem Ende meiner Reise täglich mehr nähere, so konnt' ich dies auch um so leichter in's Werk setzen, und der morsche Greis durfte sich auch nicht lange mehr mit der lezten seiner Reisen plaken.

Ich eröffnete dem Alten meinen Plan, und dieser wurde mit innigem Danke, und lautem Jubiliren sogleich angenommen. Diesem zufolge marschirte ich nun mit meiner neuen lieben Acquisition nach dem Städtchen zurück gerade in ein Kaufmannsgewölbe hinein, kaufte da gutes graues Nordertuch sammt Futter, Knöpfen, und Zugehör zu einer vollständigen Livree, auch einen Hut, und silberne Borde dazu, dann Leinwand, vor der Hand, zu drei Hemden, zwei paar gute weißbaumwollene Strümpfe, nebst zwo dergleichen Schlafmützen; und so marschirte ich weiter nach meinem Gasthofe. Mein Philipp machte große Augen, als er mich in Gesellschaft des alten Jakobs, und des Kaufmannsjungen, der die Sachen trug, in die Stube tretten sah: aber ich ließ ihm keine Zeit zu weitschweifigen Fragen übrig — beschied seine Neugierde auf ein andermal, und schickte ihn aus, mir Schneider, Schuster und Näherinn zu hohlen. Diese kamen bald in dessen Gesellschaft auf meinem Zimmer an, und nun wurde sogleich Hand an das Werk gelegt — dem alten Jakob das Maaß zur Livree, Stiefeln und Schuhen genommen — der Näherinn die Leinwand zu den Hemden übergeben; und so wird Jakob bis übermorgen Abend

funkel

funkel nagelneu ausstaffirt meinem lieben Philipp zur Seite stehen.

Sag' Karl! Ist das nicht ein herrliches Vergnügen, das ich mir da gemacht habe? Ja, und den guten alten Greisen hättest du mit ansehen sollen, wie ihm immer, während ihm Schneider und Schuster das Maaß nahmen, die Thränen über die Wangen liefen — wie er da stand, der silberhaarigte Greis, und mir, vor Freude trunken, immer danken wollte, und vor Schluchzen nur einzelne Worte stammeln konnte; Ich sag's nochmal, Karl! der heutige Nachmittag wäre mir nicht um tausend Louisd'or feil; — ach was sind tausend Louisd'or gegen einen solchen Nachmittage, den kein Geld bezahlen kann!

Wäre es heute nicht schon zu spät, so hätte ich dir noch meine Betrachtungen über Herrschaften und Dienstboten, welche ich bey dieser Gelegenheit anstellte, mitgetheilt; so aber muß ich dieses Stück Arbeit auf Morgen verschieben: denn es ist bald Mitternacht. Morgen also sollst du diese Betrachtungen erhalten, liebster Karl, und damit gute Nacht!

Am 22ten des Brachmondes 17 —

Schon um 5 Uhr verließ ich heute mein Lager, um dir, mein Bester, die versprochenen Betrachtungen über Herrschaften und Dienstboten zu liefern, und nun will ich den ganzen Vormittag zu diesem Geschäfte widmen.

Das Wort, Herrschaft, schließt etwas Despotisches in sich, so, wie das Wort, Knechtschaft, etwas Sklavisches enthält. Da wir nun aber die einmal existirenden Dinge und Verhältniße nicht abzuändern vermögen,

und

und gewisse Sachen so lassen müssen, wie sie, seit Jahrtausenden schon, existiren, und wahrscheinlich bis ans Ende der Welt existiren werden; so ist es wenigstens unsere Pflicht, denenjenigen Uebeln, welche, so zu sagen, das allgemein zugestandene Bürgerrecht unter dem Menschengeschlechte, beinahe seit es Menschen giebt, haben, so viel möglich ihre übelste und häßlichste Seite zu benehmen. Dieser Satz gilt nun hauptsächlich hier, wo von Herrschaft und Dienen die Rede ist; und ich will mich daher bemühen, erst zu zeigen, wie weit sich die Gränzen von Herrschaft, nach Recht und Menschlichkeit, erstrecken, und dann die gegenseitigen Pflichten von Herrschaften und Dienstboten zergliedern, um sowohl die Billigkeit und Unbilligkeit der Herrschaft über andere Menschen darzustellen, als auch diesen wichtigen Gegenstand überhaupt in ein helleres Licht zu setzen.

Da nun einmal, nach dem Lauf der Dinge, ein Theil der Menschen zum herrschen, und der andere zum gehorchen bestimmt ist, so ist Herrschaft über andere Menschen, nach allen geistlich und weltlichen Rechten, erlaubt und billig; nur muß diese Herrschaft, im Grossen wie im Kleinen, niemals ihre eigentliche Gränzen überschreiten, sonst wird aus billiger Herrschaft unbillige Tirannei. Was nun die Herrschaft im Großen betrift, davon schweige ich hier, weil ich mir diesmal blos vorgenommen habe, von Herrschaften und Dienstboten im Privatleben, folglich von der Herrschaft im Kleinen zu reden.

Um sich mit vollkommener Ueberzeugung von den eigentlichen Gränzen der Herrschaft über andere untergeordnete Menschen zu unterrichten, ist vor allem nöthig,

daß

daß man sich den Grundsaz tief und frühzeitig in's Herz präge: „Deine Diener sind nur durch's Schiksal gezwungen, Diener zu seyn, und du könntest eben sowohl ihr Diener, als sie die Deinigen geworden seyn! Sie sind eben so frei gebor'ne Menschen, wie du, haben, als Menschen, gleiche Rechte — gleiche Ansprüche mit dir; und nur ein Ungefähr machte sie, deine Mitbrüder, zu deinen Knechten!„ Dieser Grundsatz schon allein, wenn er recht durchgedacht, und dann dem Herzen tief eingeprägt wird, ist fähig, die eigentlichen Gränzen der Herrschaft zu bestimmen. Diener und Knechte sind Menschen — freigebor'ne Menschen, wie wir; wir müssen sie also als Menschen, als freigebor'ne Menschen, und nicht wie das unvernünftige Vieh — nicht wie unglückliche Sklaven behandeln: aber ach, wie wenige Herrschaften erkennen die Gränzen ihrer Herrschaft — wie viele behandeln ihre Diener als bloße Lastthiere, als elende armselige Sklaven! (*)

Ein

(*) Sklav! Dies Wort empört die ganze Menschheit. Kein Mensch hat das Recht seinen Nebenmenschen zum Sklaven zu machen; und wehe denjenigen, die dumm oder unmenschlich genug sind, dem Sklavenhandel und der Leibeigenschaft das Wort zu reden! Wenn ich von den Grausamkeiten höre, die in Algier, und andern dergleichen Raubnestern, an den armen Christensklaven verübt werden, so jammert mich das schreckliche Schicksal meiner armseligen Mitbrüder; aber es ist mir nicht auffallend, von barbarischen Völkern aus der unmenschlichen Sklaverei ein ordentliches Gewerbe machen zu sehen: Wenn ich aber von christlichen, sogenannt zivilisirten, Nationen — von Nationen, die sich des Rechtes anmaßen, unsere Muster in Verfeinerung der Sitten, und Aufklärung zu seyn, höre, daß sie an der afrikanischen Küste mit ihrem

Gelde

Ein Mensch hat sich dieses oder jenes andern Menschen Dienste, mit dessen freier Einwilligung, und Kraft eines feyerlichen Vertrags erkauft, und genießt nun das ausschließliche Recht, diesen Menschen als Diener und Knecht zu gebrauchen, so wie dieser von nun an, verpflichtet ist, seinen nunmehrigen Herrn blindlings, und ohne Murren zu gehorchen, so lange selber die Gränzen der Herrschaft nicht überschreitet, welche überhaupt Folgendes in sich schließen.

Erstens: Daß der Herr seinem Diener den mit ihm errichteten feyerlichen Vertrag pünktlich hält - ihn, diesem Vertrag zufolge, gut und menschlich behandelt, und ihm Lohn, Speiß, und Kleidung redlich, und ohne Schikanen reichet.

Zweitens: Daß der Herr seinem Diener keine Dienstleistungen zumuthet, welche dieser, als Christ und ehrlicher Mann, zu verrichten billigen Anstand nehmen kann.

Drittens: Daß der Herr von seinem Diener nicht Gesundheit, Gemüthsruhe, oder gar das Leben, als schuldiges Opfer, verlangt.

Vier=

Gelde freigebor'ne Menschen zu Sklaven machen — sie ihrem Vaterlande auf ewig entreissen, und in den westindischen Inseln, gleich dem Vieh, endweder verhandeln, oder auf ihren Plantagen, troz den barbarischen Algierern, zu tode martern: Ha! dann bebe ich vor Unmuth, und hämisch verzieht sich mein Mund zum bittern Hohngelächter über die elende Aufklärung dieser hochtrabenden Nationen, die nicht einmal die ursprünglichen und natürlichen Rechte der Menschheit kennen, oder, wenn sie diese kennen, weder menschlich noch uneigennützig genug sind, diese ihren Mitbrüdern angedeihen zu lassen. —

Anm. des Verfassers.

Viertens: Daß der Herr seinem Diener stets den freien Willen läßt, seine Dienste mit andern zu verwechseln, ohne ihn, in diesem Falle, unbillig zu schikaniren, oder gar unmenschlich zu mißhandeln.

Dies sind also diejenigen Gränzen, worein eine billige und erlaubte Herrschaft sich einschließt, und nur ein Haar breit darüber geschritten, ist schon drückende Despoterei — noch einen Punkt weiter, so wird unmenschliche Tirannei daraus. Nun will ich auch die gegenseitigen Pflichten von Herrschaften und Dienstboten besonders zergliedern, um dadurch das Ganze in ein helleres Licht zu setzen. Die Hauptpflichten des Herrn gegen seine Dienstboten sind im Ganzen keine andere, als die, welche ich so eben die eigentlichen Gränzen der Herrschaft genennt habe. Da aber aus diesen Hauptpflichten besondere Nebenpflichten entstehen, welche, zergliedert dargestellt, erst das hellste Licht über diesen Gegenstand verbreiten, so ist nöthig, daß ich hier tiefer in's Detail gehe.

Menschliche Behandlung der Dienstboten ist Hauptpflicht der Herrschaft, und ohne diese kann keine Herrschaft von ihren Dienstboten Liebe und Treue fordern. Diese menschliche Behandlung schließt nun verschiedene Nebenpflichten in sich, welche eben darum untrennbar von der Hauptpflicht sind, und jeder gut denkenden Herrschaft heilig seyn müssen. Will man Liebe, Treue, Unverdrossenheit, Fleiß, von seinen Dienstboten fordern, so muß man nichts unterlassen, was diese Neigungen und Eigenschaften in dem Herzen der Dienstboten hervorzubringen, und stets zu erhalten fähig seyn kann. An und für sich betrachtet ist die Nothwendigkeit, sein Brod mit dienen erwerben zu müssen, ein trauriger armseliger Zustand: Man muß also den Dienstboten das Bittere

dieses Zustandes, so viel möglich zu versüssen, und erträglicher zu machen suchen. So gewiß nun dieses eine Hauptpflicht einer Herrschaft gegen ihre Dienstboten ist, so gewiß ist es auch das gewisseste und sicherste Mittel, sich die Liebe und Treue seiner Dienstboten zu erwerben. Wenn ein gut gearteter Dienstbote sieht, daß seine Herrschaft alles thut, um ihm die Last des Dienens leicht und erträglich zu machen; wenn er sieht, daß ihn seine Herrschaft nicht unnöthig plagt und kujonirt — ihn nicht verächtlich und unmenschlich, sondern im Gegentheile mit Liebe und väterlicher Sorgfalt behandelt: so muß sich in dem Herzen dieses gut gearteten Dienstboten eine unverlöschbare Flamme von Liebe und Treue gegen seine Herrschaft entzünden. Sieht nun so ein Dienstbote noch zum Ueberflusse, daß seine Herrschaft ihm Lohn, Speiß, und Kleidung pünktlich, und zur Genüge reicht; so wird es ihm gleichsam unwillkührlich zur Pflicht werden, dieser guten liebreichen Herrschaft mit Unverdrossenheit und stetem Fleiße zu dienen. Wie viele Herrschaften klagen und schreien über Untreue, Bosheit, und Faulheit ihrer Dienstboten — suchen die Ursachen davon immer in den Herzen dieser Dienstboten, und sind so blödsinnig nicht einzusehen, daß diese Ursachen größtentheils entweder in einer verächtlichen oder gar unmenschlichen Behandlung, oder in einer unverantwortlichen Beschneidung des Lohnes, schlechten Kost und Kleidung, u. dergl. liegen. Menschliche Behandlung der Dienstboten ist also Hauptpflicht der Herrschaften, und schließt alle andere Nebenpflichten in sich: diese menschliche Behandlung muß aber durch Klugheit und Mäßigung geleitet seyn, damit der dabei gesuchte Endzweck erreicht, und nicht vielmehr vereitelt werde.

Ueber-

Ueberspannung ist in jeder Sache unklug, und bringt unvermeidlichen Schaden herfür. So sehr es also jeder Herrschaft Pflicht ist, ihre Dienstboten als Menschen, das ist, menschlich zu behandeln, eben so sehr erfordert die Klugheit, daß hier eine vernünftige Mäßigung beobachtet werde, um nicht durch Ueberspannung sich selbst, und seinen Dienstboten zu schaden. Zwischen einer menschlichen Behandlung, und überspannter Güte und Verzärtlung der Dienstboten ist eine starke Unterscheidungslinie gezogen; sanfter Ernst muß also mit der liebreichen Behandlung seiner Dienstboten in gleichen Waagschaalen liegen. Wenn man seinen Dienstboten Lohn, Speiß, und Kleidung ordentlich, und nach Genügen reichet - sie übrigens gut und menschlich behandelt; so kann man, mit Recht, Treue, Fleiß, und Unterwürfigkeit von ihnen fordern. Diese müssen dann mit Ernst und unbedingt von ihnen gefordert, und ihnen kein Ungehorsam, Nachläßigkeit, oder Faulheit geduldet, oder ungerügt nachgesehen werden: denn durch so eine überspannte und unweise Nachgiebigkeit würde man sie nur trotzig, unbiegsam und lüderlich machen. Was eine tugendhafte und billige Herrschaft befiehlt, kann nicht anders als billig seyn; die Ausübung dieser Befehle muß also mit Ernst und Nachdruck betrieben, und nicht die geringste Widersetzlichkeit oder Trägheit dabei geduldet werden: doch muß das, was ich hier Ernst und Nachdruck nenne, nicht in Schimpfen, Fluchen, oder gar Schlägen, sondern in ernstlichen bündigen Worten, oder Verweisen bestehen. Nichts ist niedriger, und unmenschlicher, als seine Dienstboten mit schändlichen Schimpfnamen zu belegen, oder gar mit Schlägen zu mißhandeln: zudeme wird dadurch gerade der eigeent-

liche Zweck verfehlt, indeme sich eine Herrschaft durch so ein Betragen nicht nur die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Dienstboten selbst recht geflissentlich raubet, sondern sie auch, anstatt biegsam und fleißig zu machen, halsstärrig und lüderlich macht. Blosse Furcht ohne Liebe ist, im Großen wie im Kleinen, ein trauriges — unzuverläßiges Mittel, sich Gehorsam zu verschaffen; dies hat mancher despotische Fürst — manche, im Kleinen eben so despotische Herrschaft, leider, und oft genug schon zu ihrem größten Schaden und Nachtheile erfahren. Liebreiche menschliche Behandlung, mit weisem männlichem Ernste vermischt, ist also die Art, wie eine gute und weise Herrschaft ihre Dienstboten behandelt, und bey einer solchen Behandlungsart darf diese auch gewiß auf die Liebe, Treue, Unverdrossenheit, und Fleiß ihrer Dienstboten rechnen. Sollte aber die menschlichste und klügste Behandlung einer Herrschaft gegen ihre Dienstboten nicht hinreichend seyn, einen, oder den andern Bösen und Halsstärrigen unter denselben zu bessern, und gut zu machen; so ist es der Herrschaft nicht nur erlaubt, sondern es ist sogar ihre Pflicht, so ein räudiges Schaf zu entfernen, damit nicht auch die übrigen Guten davon angestekt werden: nur muß diese Entfernung mit Menschlichkeit und Klugheit geschehen; das heißt: man muß dem bösartigen, und nicht zu bessernden Dienstboten, ohne schimpfen, ohne unmenschliche Mißhandlungen, seine Entlassung, und die Ursache dieser Entlassung mit kurzen, aber bündigen Worten ankündigen — ihm dabei einige väterliche Ermahnungen, zur Besserung seiner bisherigen bösen und eigensinnigen Gemüthsart, geben, und ihm sodann seinen verdienten Lohn redlich, und bis zum lezten Heller auszahlen: denn nichts ist sündlicher,

und

und zieht, nach den eigenen Worten unsers göttlichen Lehrers, eine schwerere Verantwortung nach sich, als dem Dienstboten seinen ohnehin sauer verdienten Liedlohn vorzuenthalten. Hat der entlassene Dienstbote seiner Herrschaft einen beträchtlichen Schaden an ihren Mobilien verursachet; so kann nun freilich derselbe mit Recht nicht verlangen, daß die Herrschaft diesen ihr zugefügten Schaden allein leide, und diese hat also das vollkommene Recht sich von seinem verdienten Lohne einigermassen, oder vollkommen bezahlt zu machen: indessen aber wollte ich doch immer lieber sehen, wenn eine Herrschaft diesem Rechte freiwillig entsagte, weil es ein armselig niedriger Ersatz ist, den sie von dem sauer verdienten Lohne ihres Dienstboten nehmen kann, und weil eine Herrschaft tausend Quellen hat, den erlittenen Schaden wieder zu ersetzen, da der arme Dienstbote hingegen sich's lange sauer werden lassen muß, bis er das hier Verlor'ne wieder verdienen kann — nichts davon zu sagen, daß er bey derlei Abzügen gezwungen ist, ganz ohne Baarschaft, oder mit einer äußerst geringen Summe in die weite Welt hinein zu wandern, und eine neue Herrschaft zu suchen. Der Herr ist übrigens das Haupt und der Vater seiner Familie, wozu gewissermaßen auch die Dienstboten gehören: seine Pflicht ist es also, für die Ruhe und gute Ordnung seines Hauswesens besorgt zu seyn, und keinen Unfug oder Unordnung in demselben zu dulden, sondern scharf auf den gesitteten und rechtschaffenen Lebenswandel seiner Dienstboten zu halten.

So viel seye nun von den Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten gesagt; und nun will ich mich auch bemühen die Pflichten der Dienstboten gegen ihre Herrschaften zu zergliedern.

Wiewohl schon die Pflichten der Herrschaften gegen ihre Dienstboten die Pflichten dieser gegen jene gewißermassen bestimmen, so ist doch nöthig von diesen auch insbesondere etwas zu sagen, um das gegenseitige Parallel desto anschaulicher und bestimmter darzustellen.

So wie es die Pflicht der Herrschaft ist, ihre Dienstboten menschlich zu behandeln, und ihnen Lohn, Speiß, und Kleidung redlich und nach Genügen zu reichen, eben so ist es Pflicht der Dienstboten, diese menschliche Behandlung mit Liebe und Dank zu erkennen, und die empfangene Lohn, Speiß, und Kleidung mit unverbrüchlicher Treue zu vergelten — sie mit stetem Fleiße und unverdrossenem Gehorsam zu verdienen. Nichts Schändlicheres und Sündlicheres ist, als ein ungetreuer, fauler, oder halsstärriger Dienstbote: denn durch Untreue macht er sich des schändlichsten Undankes gegen seine liebe menschenfreundliche Herrschaft schuldig; durch Faulheit stielt er seiner guten Herrschaft das Ihrige sündhaft ab, und bringt sie in oft unersetzlichen Schaden; und durch Halsstärrigkeit verursacht er seiner guten Herrschaft den empfindlichsten Verdruß, und hindert den Fortgang ihrer Geschäfte und Anordnungen. Wenn ein Dienstbote, welcher sieht, daß seine Herrschaft keine Gelegenheit vorübergehen läßt, ihm seinen Zustand gut und erträglich zu machen — welcher sieht, daß ihm seine Herrschaft immer mit Liebe und Menschenfreundlichkeit entgegen kömmt, ihm seine Mängel und Schwachheiten mit liebevoller Güte übersieht, oder blos mit Sanftmuth verweißt, und dafür keine andere Vergeltung, als seine gegenseitige Liebe und Anhänglichkeit verlangt, sich ganz auf seinen Fleiß und Treue verläßt — wenn ein Dienstbote,

sage

sage ich, dieses alles ungeachtet, niederträchtig genug seyn kann, seiner guten menschenfreundlichen Herrschaft mit Faulheit, Halsstärrigkeit, oder gar Untreue zu lohnen: so ist er nicht nur unwürdig, einer solchen Herrschaft zu dienen, sondern er ist auch unwürdig, ein Glied der menschlichen Gesellschaft zu seyn, und verdiente aus dieser als ein böses unnützes Glied gestossen zu werden. Frömmigkeit und gut gesitteter Lebenswandel ist zwar jedem Christen, besonders aber dem Dienstboten Pflicht: denn ohne diese läßt sich weder Treue gegen seine Herrschaft, weder Liebe zur Arbeit, Nüchternheit, noch andere, hauptsächlich dem Dienstboten erforderliche, Tugenden denken. Die Pflichten des Dienstboten gegen seine Herrschaft sind ferners, ihren Befehlen unbedingt, und ohne Murren oder Widersetzlichkeit Gehorsam zu leisten. Nie soll' sich ein Dienstbote des thörichten Rechtes anmassen, die Befehle und Anordnungen seiner Herrschaft untersuchen oder prüfen zu wollen, sondern sie, ohne darüber zu grübeln, buchstäblich in Ausübung bringen, und die Folgen davon seiner Herrschaft zur weitern Besorgniß überlassen. Sollten aber diese Befehle und Anordnungen Dinge enthalten, welche offenbar sündlich wären, und den Dienstboten zu einem Werkzeuge des Lasters machten; so darf sich der Dienstbote zwar weigern, diese Befehle in Ausübung zu bringen, doch muß diese Weigerung mit geziemender Ehrfurcht, und in ehrerbietigen Ausdrücken geschehen: denn so lange der Dienstbote in Lohn und Kost einer Herrschaft steht, so lange ist er auch schuldig, dieser Herrschaft mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit zu begegnen. Will nun die Herrschaft die Ausübung dieser ungerechten Befehle mit Gewalt erzwingen; so kann der Dienstbote seine Entlassung ver-

verlangen, und diese Dienste wirklich verlassen: doch muß auch hier diejenige Ehrerbietung nie vergessen werden, welche der Diener in jedem Falle seinem Herrn schuldig ist. Dem Dienstboten muß der Nutzen und der Wohlstand seiner Herrschaft, wie sein eigener, am Herzen liegen, und es ist für ihn die heiligste Pflicht, nicht Mühe, nicht Arbeit, nicht Gefahr zu scheuen, oder zu vermeiden, wenn es darauf ankömmt, den Nutzen und den Wohlstand seiner Herrschaft zu befördern. Eben so ist es Pflicht des Dienstbnten, seiner Herrschaft mit unbestechlicher Treue ergeben zu seyn, und sich durch nichts in der Welt von der Treue und Anhänglichkeit für seine Herrschaft abwendig machen zu lassen. Auch verschwiegenheit ist eine wesentliche Pflicht (nicht nur eine Tugend, wie manche wähnen) eines Dienstboten. Nichts ist schädlicher — nichts ist gefährlicher, als ein geschwäziger Dienstbote; tausend, zum Theil schreckliche, Beispiele können diesen Satz beståttigen. Ein geschwäziger Dienstbote aus Gewohnheit ist ein unbrauchbares, und ein geschwäziger Dienstbote aus Vorsatz ist ein gefährliches Ding in einem Hause. Nichts ist dagegen nothwendiger und unschätzbarer, als Verschwiegenheit bey einem Dienstboten, und für diesen eine wesentliche Pflicht, im eigentlichsten Verstande des Worts, gegen seine Herrschaft. Kömmt eine Herrschaft in traurige Umstände, in Rücksicht ihrer ökonomischen Lage; so ist es Pflicht des Dienstboten, so viel in seinem Vermögen ist zum Trost und Nutzen seiner Herrschaft beizutragen. Sie ist's, seine Herrschaft, welche ihn in ihren wohlhabenden Umständen nicht verstieß — ihn mit Liebe und Menschenfreundlichkeit behandelte: ihm ist's also auch Pflicht, sie in ihren minder glücklichen Umständen nicht zu verlassen, und al-

les

es zu thun, um ihren Zustand erleichtern zu helfen. Nur dann erst, wenn die Herrschaft gänzlich unvermözend wird, dem Dienstboten länger Lohn, Speiße und Kleidung zu reichen, ist es ihm erlaubt, ihren Dienst zu verlassen, und anderstwo Unterhalt und Dienste zu suchen. Schändlich ist's, wenn ein Dienstbote seine in traurige Umstände gerathene Herrschaft verächtlich behandelt, und ihr die schuldige Ehrerbietung, ihrer mitleidswürdigen Lage halber, versagt. So lange der Dienstbote von seiner Herrschaft seinen Unterhalt genießt, so lange ist sie seine Herrschaft, so lange ist er ihr Ehrerbietung und Unterwürfigkeit schuldig, und denkt er anders, so verlasse er lieber diese Dienste ganz, als daß er seine ohnehin schon gekränkte Herrschaft durch Ungehorsam, Geringschätzung, oder dergl. noch empfindlicher kränke, und ihr so mit dem schwärzesten Undank lohne.

Von Dienstboten, welche, ungeachtet daß ihnen ihre Herrschaft den gebührenden Lohn nicht mehr zu reichen vermögend ist, so gerne sie dieses auch thun wollte, dennoch mit unverbrüchlicher Liebe und Ergebenheit bey derselben aushalten, sage ich hier nichts, weil dieses zwar eine herrliche und unschätzbare Tugend, aber keine Pflicht eines Dienstboten genennet werden kann.

Dieses sind nun die gegenseitige Pflichten von Herrschaften und Dienstboten; und mir bleibt nun nichts mehr, als der sehnlichste Wunsch übrig: daß alle Herrschaften sich die große Wahrheit, daß auch Diener und Knechte Menschen und ihre Mitbrüder sind, tief in's Herze prägen, und sich dadurch bewegen lassen möchten, ihre Dienstboten als Menschen zu behandeln, und daß, im Gegentheile, alle Dienstboten sich beeifern möchten, guten menschenfreundlichen Herrschaften ihre Liebe mit

inniger Gegenliebe und unverbrüchlicher Treue zu vergelten — den von ihnen empfangenen Unterhalt mit unbedingtem Gehorsam, und unermüdetem Fleiße wahrhaft zu verdienen.

Hier hast du nun, liebster Karl, diejenigen Betrachtungen, welche ich über Herrschaften und Dienstboten, bey Gelegenheit der Aufnahme meines Jakobs, anstellte! Ich hoffe, sie sollen dir einiges Vergnügen bey'm Durchlesen gewähren; und so wäre mir dann die geringe Mühe, sie für dich niederzuschreiben, reichlich belohnt.

Morgen gegen Mittage reise ich nun wieder weiter meiner Heimat zu, wenn ich vorher diesen Brief noch der Post übergeben habe; und damit lebe für diesesmal wohl, mein Liebster, und erwarte nächstens wieder eine Nachricht von deinem dir zärtlichst ergebenen

Freunde

Eduard Waller.

Ein und zwanzigster Brief.

B** am 25sten des Brachmondes 17—

Meine Reise war, diese drei Tage durch, so arm an Merkwürdigkeiten, daß ich dir, liebster Karl, nichts — gar nichts zu schreiben wüßte, wenn ich nicht auf dieser langweiligen Reise Gelegenheit gehabt hätte, meinen Gedanken recht nachzuhängen. Da ich dir nun gleich zu Anfange dieser Reise angekündigt habe, daß ich dir, wenn ich eben nichts Merkwürdigeres zu schreiben haben würde, zuweilen meine eigenen Reflexionen über dies und jenes dafür geben wolle; so denke ich, es soll' dir nicht unangenehm seyn, diesmal wieder eine dieser Reflexionen von mir zu erhalten.

Daß

Daß du meinem Herzen unendlich theuer bist, dies arf ich dir wohl nicht erst zuschwören, mein Liebster? Und daß sich daher meine Gedanken sehr oft, und mit em zärtlichsten Gefühle von inniger Freundschaft, mit ir beschäftigen, ist die natürlichste Schlußfolge, die je gemacht worden ist. Nun dachte ich ein paar Tage her besonders lebhaft an dich, mein Theurer, und an unsere nnige, man könnte beinahe sagen, beispiellose Freundschaft; und so liefen meine Gedanken immer in einem Kreise von dir und unserer Freundschaft umher, bis sie endlich überhaupt bey dem Gegenstande, Freundschaft, sich fixirten. Hier hatte ich nun ein weites Feld zu Betrachtungen vor mir; und nun erlaub' mir, liebster Karl, dir diejenigen, welche mir darunter die wichtigsten zu seyn scheinen, hier mitzutheilen!

Das Wort, Freundschaft, wurde, seit es Menschen giebt, nicht so verschwenderisch bey allen Gelegenheiten und beinahe von allen Gattungen Menschen gebraucht, oder vielmehr gemißbraucht, als in unsern itzigen Zeiten: dagegen aber gieng man mit dem Dinge, Freundschaft, nie haushälterischer um, als seit das Wort, Freundschaft, von einem Pole zum andern ertönt — in allen Romanen und Gedichten biß zum Ekkel wiederholt und abgedroschen ist, und sogar in Geschäftsbriefen schon obenan zu stehen pflegt. Dieses ist eine traurige Wahrheit, welche ich mich kühn zu behaupten getraue, und welche jeder Redliche und tiefer Blikende mit mir behaupten wird. Weinen möchte man, wenn man das ehrwürdige Wort, Freundschaft, von unausstehlichen Geken, oder von kalten — unempfindlichen Alltagsmenschen entheiligen hört; blutige Zähren möchte man weinen, wenn man es vollends aus dem Munde

des

des heuchlerischen glattzüngigten Bösewichtes, oder des eigennützigen fühllosen Egoisten erschallen hört; und doch ist dieses izt, leider, beinahe allenthalben der Fall, wo man sein Aug und Ohr nur hinwendet. Laß' mich nun erst die Ursachen dieses izt so allgemein herrschenden Falles suchen und entdeken, liebster Karl, und sodann diejenige erhabene und ehrwürdige Empfindung schildern, welche, im eigentlichsten Sinne, den Namen, Freundschaft, verdient!

Daß sich unsere Zeiten immer mehr und mehr aufklären, ist eine Wahrheit, die nur der menschenfeindliche Grübler, oder ein über alles Neue eifernder Dummkopf läugnen kann. Aufklärung ist nun, im Ganzen, nichts anders, als eine Aufhellung der menschlichen Begriffe; und so müssen denn die auffallendsten Wahrheiten dem menschlichen Verstande auch am geschwindesten und auffallendsten in ihrem eigentlichen Lichte erscheinen. Unter diese auffallendsten Wahrheiten gehört nun unwidersprechlich die Wahrheit, daß Freundschaft eine edle, ehrwürdige, und erhabene Empfindung ist, welche nicht nur die Verehrung aller Menschen verdient, sondern ihnen diese gleichsam abzwingt. So wenig also manchem im Herzen daran gelegen ist, erhabene Empfindungen zu haben, so sehr möchte er doch vor der Welt damit pralen, weil er sieht, daß es in diesen Zeiten beinahe zur Mode geworden ist, mit wirklichen, oder vorgegebenen erhabenen Empfindungen groß zu thun, und daß in allen Büchern, neuerer Art, nur auf den Adel der Seele ein eigentlicher Werth gesetzt ist. Freundschaft gehört nun unstreitig mit unter die Empfindungen edelster Art; und daher will alles Freund seyn, alles Freunde haben, alles an dieser edlen Empfindung

von

von ganzem Herzen, oder wenigstens zum Scheine, Antheil nehmen. Dieses also ist die wahre Ursache, warum heut zu Tage Freundschaft, diese edle und ehrwürdige Empfindung, von so vielen Alltagsmenschen und Geken, ja selbst von Bösewichtern gemißbraucht und entheiliget wird. „Theuerster Freund! Schäzbarster Freund! Bester Freund! sind die gewöhnlichen Aufschriften der Briefe — die gewöhnlichen Ausrufungen bey Zusammenkünften, so, daß man glauben sollte, die ganze Welt habe sich plözlich und einstimmig in das engste und unzertrennlichste Freundschaftsband verschlungen: aber ach! diese Aufschriften unserer Briefe — diese Ausrufungen bey unsern Zusammenkünften sind, leider, größtentheils nichts mehr und nichts weniger, als allgemein angenommene Formeln, und leere Worte ohne Sinn, welcher man sich izt eben so gleichgültig und empfindungslos bedienet, als man sich der Worte: „Hochgeehrtester Herr! Hochzuverehrender Herr!" und dergleichen bediente, und, zum Theile, noch bedient. (*) Noch trauriger

(*) Hieher gehört auch die Kaufmaans-Formel, nach welcher alle Korrespondenten eines Kaufmannes, in Briefen, und in Gesprächen, Freunde genennt zu werden pflegen. Die gegenseitige Freundschaft dieser Freunde besteht hier in nichts andern, als daß einer dem andern um des wechselseitigen Interesse's halber dient; und dies kömmt mir gerade so vor, als wenn ich Krämer, Wirthe, Bäker, Fleischhaker u. s. f. meine Freunde, und diese mich hingegen den ihrigen nennen müßten, weil ich von ihren Lebensbedürfnissen, und sie von meinem Gelde leben. So wird also auch hier das ehrwürdige Wort, Freundschaft, entweihet, indem es hundertmal als eine nichtsbedeutende Formel gebraucht wird, bis man es einmal in seinem eigentlichen Sinne gebrauchet.

Anmerk. des Verfaßers.

trauriger für die Menschheit ist's, einen heuchlerischen glattzüngigten Bösewicht, der die Freundschaft zum Dekmantel seiner schwarzen häßlichen Absichten gebraucht, und, unter der Maske des Freundes, seine Mitbrüder hintergeht, und in's Verderben stürzt, oder einen eigennützigen fühllosen Egoisten zu sehen, welcher, da sein Herz undurchdringbar für die Empfindungen der allgemeinen Menschenliebe ist, für die Empfindung der Freundschaft schon gar keinen Sinn hat, und also bloß diesem oder jenem seiner Mitbrüder Freundschaf lügt, um ihn in sein eigenes Interesse zu ziehen, und seinen eigenen Wohlstand dabei vervollkommnen, unbekümmert, ob sein von ihm so schändlich hintergangener Freund dadurch Schaden leiden, oder gar zu Grunde gerichtet werden müsse. Heuchelei und Eigennutz sind also auf der andern Seite die Ursachen, daß das ehrwürdige Wort, Freundschaft, heut zu Tage so vielfältig gemißbraucht und entheiliget wird, so wie ich vorhin gezeigt habe, daß gekenhafte Nachahmungssucht ohne Sinn oder Herzensdrang, die Ursache dieses izt so sehr herrschenden Falles ist. Warum sind aber gerade zu unsern Zeiten dieses die Ursachen so vieler falscher Freundschaft? Konnten sie's nicht von jeher seyn, oder waren sie es vielmehr nicht von jeher? so würde mancher fragen, der dieses läse. Diesem nun würde ich ungefähr Folgendes antworten: Heuchlerische Bösewichte, die unter dem Dekmantel von Freundschaft den Dolch verbargen, um denselben bey der ersten besten Gelegenheit ihrem Mitbruder in's Herze zu stossen, gab's freilich von jeher; aber bei weitem nicht in so großer Menge, wie heut zu Tage. Warum dies? Weil unsere Voraltern das Laster der entheiligten Freundschaft als eines der schwärzesten betrachteten,

en, weil nicht nur die Strafe der allgemeinen Verachtung, sondern auch noch andere schwere Strafen auf die Begehung dieses Lasters gesezt waren: weil Treue und Glauben bey unsern Voråltern Heiligthůmer waren, und izt, oft selbst vom bessern Theile der Menschen, blos als vorzůgliche Tugenden angesehen werden. Woher kömmt aber dieses? Diese Frage zu beantworten gehört in eine besondere Abhandlung, und wůrde mich hier zu weit vom Ziele abfůhren. Was ůbrigens die angefůhrten Ursachen betrift, daß heut zu Tage so viele Geken und Alltagsköpfe ohne Sinn und Empfindung Freundschaft affektiren, darůber habe ich mich bereits zur Genůge erkläret, und es bleibt nur noch ůbrig hinzuzusetzen, daß bey unsern Voråltern diese Ursachen, und folglich auch ihre Wirkungen mangelten. — Also ist's die so hoch gepriesene Aufklårung, welche uns so viele Geken und Scheinfreunde zuwegen gebracht hat?

Dies wåre sehr boshaft und sophistisch geschlossen: denn, wenn ich gesagt habe, daß besonders in unsern aufgeklårtern Zeiten alles mit ganzem Herzen, oder wenigstens znm Scheine, auf Freundschaft Anspruch machen will, so habe ich dadurch nicht beweisen wollen, daß die Aufklårung unmittelbar daran Ursache oder Schuld sey. Wenn die Aufklårung der menschlichen Begriffe dem Menschen die edelsten Empfindungen in ihrem hellsten Lichte zeigt, und diese ihm verehrungswůrdig macht, so ist es darum dieser Aufklårung mit Vernunft nicht zuzuschreiben, wenn manche das Erhabene und Verehrungswůrdige dieser Empfindungen zwar erkennen, aber sich nicht eigen machen, sondern nur zum Scheine damit prahlen wollen. Doch eben sehe ich, daß ich unvermerkt

zu weit vom Ziele abgekommen bin, und daß es hohe Zeit ist, wieder einzulenken.

Nachdeme ich also die Ursachen so vieler heut zu Tage herrschender Scheinfreundschaft entdecket habe, so will ich mich nun auch bemühen, diejenige erhabene und ehrwürdige Empfindung zu schildern, welche eigentlich den Namen, Freundschaft verdienet.

La Fontaine sagt irgendwo sehr richtig:

„;Chacun se dit Ami, mais fou, qui s'y repose;
„Rien n'est plus commun; que le Nom;
„Rien n'est plus rare, que la Chose.„

Und so ist's auch; der Name, Freund, ist so gemein, als selten wahre Freundschaft ist. Laß' mich dir, liebster Karl, einen Freund schildern, welcher die heiligen Rechte und Pflichten der Freundschaft kennt — sie ausübt — kurz: laß' mich dir dich selbst schildern, und dann werde ich einen derjenigen Menschen geschildert haben, welcher nicht nur meine, sondern die Verehrung und Freundschaft aller Menschen verdient. Ob dies Schmeichelei seyn könne? hieße eben so viel, als zu fragen: ob ich verdiene, dein Freund zu seyn? Denn Schmeichelei und wahre Freundschaft stehen gerade in dem Verhältniße, wie Arznei und Gift.

Ein Mann nun, welchen wir zum Freunde erwählen wollen, muß folgende Tugenden, Vorzüge, und Eigenschaften besitzen, und es muß notorisch seyn, daß er sie wirklich, und nicht nur dem Scheine nach, besitze. Daraus wird dann auch zugleich der Unterricht folgen, wie wir uns gegen unsere wahren Freunde, im Gegentheile, zu verhalten haben, und was für wesentliche Pflichten die Freundschaft in sich schließt.

Religion

Religion ist allenthalben dasjenige, worauf vor allem Rücksicht genommen werden muß, und so auch hauptsächlich da, wo es darauf ankömmt, einen wahren Freund zu wählen. Derjenige also, welchen wir zu unserm Freunde erwählen wollen, muß ein eifriger Verehrer der Religion seyn, und wahre — ungeheuchelte Gottesfurcht aus jeder seiner Handlungen, nicht nur in seinem Hause sondern allenthalben, hervorblicken lassen. Unmöglich kann ein Mensch, welcher Gott nicht liebt, seine Mitmenschen lieben, und unmöglich kann ein Mensch Gott wahrhaft lieben, der seine Mitmenschen nicht liebt: denn so einer hasset den Schöpfer in seinen Geschöpfen. Derjenige also, welchen wir zu unserm Freunde erwählen wollen, muß den Schöpfer in seinen Geschöpfen lieben — muß ein erprobter Menschenfreund seyn. Dies nun sind die zween Hauptbestandtheile zur wahren und dauerhaften Freundschaft; und wer diese bey Errichtung einer Freundschaft für überflüßig hält, wird schwerlich die süßen Annehmlichkeiten und mannigfaltigen Vortheile einer ächten Freundschaft in ihrer ganzen Reinigkeit und Vollständigkeit genießen: denn wie kann man sich von einem Menschen eine wahre dauerhafte Freundschaft versprechen, welcher weder ein Gottes, weder ein Menschenfreund, im eigentlichen Verstande des Wortes, genennet werden kann? —

Der wahre Freund ist übrigens von ganzem Herzen Freund und ohne eine andere Nebenabsicht, als aus ungeheuchelter Liebe und Anhänglichkeit. Diese Liebe u. Anhänglichkeit ist größtentheils eine Folge von der Harmonie zwoer Seelen, u. der daraus entspringenden Uebereinstimmung ihrer Empfindungen und Denkungsarten: Zuweilen aber kann man

auch einen Menschen, seiner moralischen Tugenden und Vorzüge wegen, lieb gewinnen, ohne durchgehends eine Gleichheit der Empfindungen und Denkart mit ihm zu haben, oder gleiche Vorzüge mit ihm zu besitzen; nur kann keine wahre Freundschaft zwischen zween Menschen bestehen, deren Seelen nicht wenigstens im Ganzen miteinander harmoniren.

So wie der wahre Freund es von ganzem Herzen ist, eben so ist er's zu allen Zeiten und in allen Fällen. Er ist nicht nur Freund im Glücke, sondern auch in Unglücksfällen, und Wiederwärtigkeit. Nie ist ihm die Mühe zu schwer, wenn es darauf ankömmt seinem Freunde zu rathen oder zu helfen. Nicht Hunger, nicht Durst, nicht Hitze, nicht Kälte, nicht Regen, nicht Ungewitter, nicht Mitternacht, nicht Gefahr scheuet er, wenn sein Freund Hilfe, Rath, oder Trost bedarf; ja selbst sein Leben ist ihm nicht zu kostbar, wenn er damit das Leben seines Freundes schützen oder retten kann. Bey allem deme aber ist er kein niedriger Schmeichler; denn er schonet zwar seinen Freund so viel als möglich, aber er macht sich dabei keiner sträflichen Nachsicht, oder niedriger Schmeichelei schuldig, sondern rügt jede seiner Schwachheiten mit sanftem Ernste, und weiß't ihn mit liebreicher Güte zurechte. Verkennt ihn deswegen sein Freund, und bricht mit ihm, so thut es ihm zwar wehe, aber es erschüttert seine Grundsätze nicht, sondern er beharrt unwiederruflich und strenge bey seinen Grundsätzen, und daraus hergeflossenen Ermahnungen, und erwartet geduldig die Zeit, wo sich sein Freund zurechte finden, und in seine Arme zurückeilen wird. Geschieht dieses, so läuft er seinem wieder gefundenen Freunde zur Hälfte entgegen, und schließt ihn, nicht mit neuer, sondern mit

vori-

voriger Wärme und Zärtlichkeit in die Arme; denn er hat noch nie aufgehört ihn zu lieben. Geschieht dieses nicht, so beweint er im Stillen die traurige Verblendung seines armen Freundes, und bittet Gott, ihn von seinen Irrwegen zurück und wieder in die Arme der Tugend und Rechtschaffenheit zu leiten, ohne sich übrigens seinem, ihn verlassenen, Freude mit Gewalt, oder durch Ränke aufzudringen. Ueberhaupt dringt sich wahre Freundschaft nicht auf — sie will gesucht werden. Dies ist keine Wirkung des Stolzes, sondern vielmehr eine Wirkung einer weisen Vorsicht: denn es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß man denjenigen schwerlich lieben kann, auch immer mit einer gewißen Art von Mißtrauen ansehen wird, welcher sich bemühet, Einem seine Freundschaft gleichsam mit Gewalt aufzudringen. Nie wird der wahre Freund ein, seinem Freunde heiliges Geheimniß mit Gewalt zu wissen verlangen; denn dieses wäre eine Art von despotischer Freundschaft (wenn ich mich so ausdrücken darf) welche mit der wahren Freundschaft nie bestehen kann. Der Freund soll' und muß nichts als Freund, im eigentlichen Verstande des Wortes, seyn, und sich keines richterlichen Amtes über seinen Freund anmassen; er muß der weise und gütige Rathgeber und Gehülfe seines Freundes, und nicht sein Hofmeister, oder gar der Richter seiner Handlungen seyn. Es giebt nun zuweilen Umstände und Geheimniße, die man selbst dem erprobtesten Freunde nicht gerne, oder erst nach langem Kampfe und Ueberlegung, anvertrauet. Hier wartet also der wahre Freund geduldig den Zeitraum ab, in welchem es seinem Freunde gefällt ihn zum Vertrauten und Theilnehmer seines Geheimnißes zu machen, ist er aber schon vorher, durch Gewißheit oder wahrscheinliche

Muthmassungen, von diesem Geheimniße unterrichtet, und sieht, daß es Dinge enthält, welche seinem Freunde Schaden oder gänzliches Verderben bringen könnten, so verdoppelt er seine Liebe und Sorgfalt, um seinen Freund dadurch um so eher zu bewegen, ihn zum Vertrauten dieses Geheimnißes zu machen, und geschieht dieses, so wendet er dann alle seine Klugheit und Ueberzeugungskraft an, um seinen Freund von schädlichen oder bösen Entschlüssen abzuhalten, und auf den Weg von Tugend und Weisheit zurückzuführen; geschieht dieses aber nicht, so wird er (wenn das Geheimniß schädliche Dinge enthält) durch weise, und passende Anspielungen seinen Freund zurechtweisen, oder ihm sein Geheimniß abzulocken suchen, nicht um solches zu wissen, sondern um seinen Freund vom Abgrunde des Verderbens zurückzuziehen.

Dies nun ist ächte Freundschaft — dies ist ein ächter Freund; und wohl dem Glücklichen, dem der Himmel einen solchen Freund in die Arme sendet. Um über den Gegenstand der Freundschaft ein allgemeines Resultat zu ziehen, ließe sich auch noch Folgendes sagen: Wähl' zu deinem Freunde keinen Gottesverächter und Religionsspötter, keinen kalten fühllosen Kloz, keinen brausenden Schwärmer oder Romanhelden, keinen eigennützigen tükischen Heuchler, keinen von Eigenliebe strozenden Trozkopf (selbst wenn er, im Ganzen genommen, Verstand und Klugheit besitzt) keinen Alltagsmenschen oder Dummkopf — wähl zu deinem Freunde einen Christen und redlichen Mann, mit dessen Seele die deine harmonisch in Denkart und Empfindungen zusammenschlägt!

Sieh Karl! Dieß sind die Betrachtungen, welche ich dieser Tagen über den wichtigen Gegenstand der Freundschaft angestellet habe. Du bist Freund im eigentlichsten

sten Sinne des Worts, und kennst die heiligen Rechte und Pflichten der Freundschaft besser, als ich — besser, als viele Hunderte, die sich mit der Kenntniß und den Empfindungen der Freundschaft brüsten: Du also bist der Mann, diese Betrachtungen über Freundschaft zu prüfen, und mich da zurechtzuweisen, wo ich etwann gefehlt, oder geirret habe! Weise mich zurechte, liebster Karl! Deine weise Zurechtweisung soll' mir theuer seyn, und mit der wärmsten Zärtlichkeit will ich dir dafür danken!

In acht Tagen längstens werde ich nun meine Vaterstadt wieder sehen; aber nur ein paar Wochen darinn verweilen, und dann wieder eine Reise von einigen Wochen antretten. Wohin, liebster Karl, glaubst du wohl, daß diese neue Reise gerichtet seyn wird? — Zu dir? Ja, mein Bester, du hast es errathen! Lange lag' dein Eduard schon nicht mehr an deinem freundschaftlichen Busen, und plözlich fuhr mir gestern der Gedanke durch den Sinn, dich wieder einmal zu besuchen, und sieh! dieser Gedanke wurde bald zum festen unerschütterlichen Endschluß. Wie ein Kind, das lange schon seine geliebte Aeltern nicht mehr sah', freue ich mich auf den Augenblik, wo ich wieder einmal an das Herz meines liebsten theuern Karl's sinken werde; und ich weiß gewiß, auch dir schlägt dein Herz vor Vergnügen, wenn du diese Nachricht in meinem Briefe liesest. O was ist Freundschaft für ein himmlisches Gut, wenn sie unserer Freundschaft gleichet, und ach, wie sehr wollte ich allen meinen Mitbrüdern wünschen, daß ihnen die alliebende Vorsehung Freunde zuführte, und zu Theile werden ließe, wie (dieser alliebenden Vorsehung sey's gedankt) mir an meinem Karl einer zu Theile ward!!

Und nun lebe indessen recht vergnügt und wohl mein Liebster! Vielleicht werde ich fähig, dir, während diesen lezten Tagen meiner Reise, noch über etwas Bemerkenswürdiges schreiben zu können. Es bleibt dir übrigens mit unveränderlicher Liebe und Zärtlichkeit bis an's Ende seines Lebens zugethan

Dein

Freund

Eduard Waller.

Zwey und zwanzigster Brief.

R** am 27ten des Brachmondes 17—

Ich hatte diesen Abend Gelegenheit einen verehrungs- und liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen, und zwar aus einem Stande, den manch' vornehmer Dummkopf kaum des Anschauens würdig hält.

Es war bereits Abend, als ich vor dem Posthause dieses Landstädtchens ankam, und ich gieng (nach meiner Gewohnheit) sogleich in die öffentliche Gaststube, welche ich aber so voll Gäste fand, daß ich, um einen bequemen Plaz zu bekommen, in ein daran stossendes Nebenstübchen tretten mußte. Während der Wirth hingieng die erforderlichen Anstalten zu meinem Abendessen zu treffen, stopfte ich mir meine Pfeife, und stellte mich unter die Thüre des Nebenstübchens, um an dem Gespräche der in der Gaststube befindlichen Gäste Theil nehmen zu können.

An den vordersten Tischen war der Lärm so groß, daß ich schlechterdings nichts vom eigentlichen Zusammenhange des Gespräches verstehen konnte; gleich neben der Thüre aber, unter welcher ich stand, befand sich ein kleines

kleines Tischchen, woran zween Männer saßen, die ich, dem Aeußerlichen nach, für Handwerker hielt, und welche, bey einem Pfeifchen Tobak und einem Kruge Bier, ganz vertraulich miteinander plauderten. Der Eine davon hatte bereits graue Haare, und mitten auf dem Kopfe eine ehrwürdige Glaze; der Andere war ein Mann ungefähr in den Dreißigen, und schien mit dem alten Bürger mit einer Art von Achtung zu sprechen. Ihr Gespräche betraf häußliche Angelegenheiten, und die itzigen schweren Zeiten in Rüksicht des täglichen Erwerbes und großer Ausgaben. Der alte Bürger sprach mit Enthusiasmus von den Zeiten seiner Jugend, wie da alles so herrlich gewesen seye, wie sich der gemeine Mann habe Geld in Menge verdienen können, und nicht so hart, wie heut zu Tage, mit Abgaben überhäuft gewesen seye u. s. w. dann kam er auf die itzigen Zeiten zurük, worauf denn das Gespräche in wechselseitige Klagen und in ein Murren über die täglich schwerer werdende Zeiten sich auflößte. Ich fand in allem, was der alte Bürger sprach, größtentheils so viel Wahres und Richtiges, daß ich nicht umhin konnte, ihm hier und da meinen Beifall zuzulächeln, und dies gefiel dem Greisen so wohl, daß er mich mit folgenden Worten einlud, an dem Gespräche Antheil zu nehmen: „Nicht wahr, Herr, (fieng er treuherzig an) ich habe Recht, daß es vor 30. „Jahren viel besser war, als izt? Da ließ man doch einen ehrlichen Mann noch mit den Seinigen hausen: „aber izt wär's, Gott verzeih' mir's, bald Noth, daß „man vom Gulden fünfzehn Groschen der Herrschaft „gäb'! Wie soll' denn da ein Mann sein Weib und Kinder ernähren, will nicht sagen, zu etwas kommen; „denn damit ist es ohnehin bey'm größten Theile unserer

„Bürger verhaußt.„ Ich lächelte, und gab dem Alte Recht; und nun holte mir der gute Mann sogleich eine Stuhl vom nächsten Tische, und bat mich ganz vertrau lich, daß ich mich an seinen Tisch setzen, und mein Pfeif chen mit ihm und seinem Nachbar rauchen sollte. Ich mochte diese gut gemeinte Bitte nicht abschlagen, und sezte mich also sogleich zu den beiden Bürgern an den Tisch, wo ich denn, in mannigfaltigen Gesprächen, an dem Alten einen wahren Biedermann fand, welcher noch dazu von den meisten Sachen mit dem gesundesten und richtigsten Verstande urtheilte. Doch dieses war alles nur ein Vorspiel von dem Vergnügen, das mir dieser liebenswürdige Greis noch verschaffen sollte.

Die Zeit zum Aufbruche war da, und bereits hatten die beiden Bürger ihre Zeche bezahlt, als der jüngere den alten fragte: ob es also bey seinem ihm gegebenen Versprechen sein Verbleiben habe? „Potz Element! (rief der Alte mit einer Art von Unwillen) wenn ich „einmal ja sage, so bleibt es ja, und wenn mein Haus „und Hof darüber zu Grunde gehen sollte. Versprechen „macht halten; und ein Schurke ist der, der sein „Wort nicht hält. Sehen Sie, Herr! (hier wandte „er sich zu mir) Ich bin izt 70 Jahre alt; aber wenn „einer aufzutretten vermag, der mir's beweisen kann, „daß ich nur einmal mein gegebenes Wort nicht gehal„ten habe; so will ich den Namen eines Schurken bis „ans Ende der Welt tragen, und dann wäre ich ja der „elendeste Kerl unter der Sonne. Siebenzig Jahre „hielt Meister Treuhold sein Wort, und wird's halten, „so lange er Treuhold heißt. Ein Mann ein Wort, „heißt's bey mir; und im Grabe müßten sich meine „alten Knochen noch umkehren, wenn mir jemand nach„sagen

sagen konnte, ich habe mein Wort, wie ein altes paar Schuhe verwechselt!„ Hier gab mir der rechtschaffene Alte einen derben Handstreich — wünschte mir eine gute Nacht, und verließ' mit seinem Gesellschafter die Gaststube.

So habe ich dann in diesem unbedeutenden Städtchen einen wahren Biedermann — einen wahren alten redlichen Deutschen unter der gemeinsten Klasse von Menschen angetroffen, den man oft Jahrelang in den kultivirtesten Städten, und unter der vornehmsten und ehrlichst erzogenen Menschenklasse suchen muß? so sagte ich voll Vergnügen zu mir selbst, und gieng in das Nebenstübchen zurück, in welches bald darauf der Wirth mit dem Abendessen trat. Bey diesem erkundigte ich mich, während dem Abendessen, genauer nach dem alten Meister Treuhold, und hörte, zu meinem innigen Vergnügen, nicht nur, daß dieser Greis (ein Seifensieder des Städtchens) der ehrlichste und rechtschaffenste Mann, sondern auch, daß das, was Treuhold von dem Worthalten gesagt hatte, keine Pralerei, sondern die vollkommenste Wahrheit seye, so zwar, daß das bloße Wort dieses wackern Greises nicht nur im ganzen Städtchen, sondern selbst vor Gericht mehr als der feyerlichste Eidschwur eines andern gelte.

Sieh Karl! So etwas kann mir ein größeres Vergnügen verschaffen, als manchem eine lange Reihe von immer abwechselnden Lustbarkeiten. O dies ist wahre Herzenswonne, in unsern verderbten Zeiten so einen Biedermann anzutreffen, dem alte Treue und Glauben über alles geht! Diese, unsern Voraltern so heilige, und nun, leider, beinahe unbekannte, Tugend ist eigentlich die wahre Ehre, und nicht so vieles kleine elende

elende Flitterwerk, das heut zu Tage Ehre heißt. I meinen Augen ist dieser Meister Treuhold ein wahr Ehrenmann, und verdient diesen herrlichen Namen i eigentlichsten Verstande. Was für eine Wohllust is nicht, einen Mann zu sehen, dessen Wort für tause Eidschwüre gilt — auf dessen Wort man sich so heil verlassen darf, und ach wie glücklich würde die Mensc heit seyn! wenn alle Individuen derselben Treuhol wären!!

Hier fällt mir eine Anekdote von meinem sel. Vate ein, welche hieher ein herrliches Seitenstück liefert. Auf viele Meilen im Umkreise war mein Vater als de biederste und rechtschaffenste Mann bekannt, dem alte Treue und Redlichkeit theurer, als sein Leben war. Es fügte sich nun einmal, daß mein Vater, einer ver worrenen Erbsache wegen, zum Zeugen aufgerufen wur de, und auch den zweifelhaften Umstand durch seine Zeugenschaft erörterte, ehe die Sache vor Gericht kam. Nun verlangten die dabey interessirten noch zum Ueber flusse von ihm, daß er die Sache mit dem Beisatz „bey meiner Ehre„ bezeugen sollte. Dies Verlangen brachte meinen Vater auf. „Meine Herren! (rief er mit einem „edlen Unwillen) Ich bin ein ehrlicher Mann, und „fordere die ganze Welt auf, mich des Gegentheils zu „beschuldigen. Wenn ich also eine Sache als wahr be„zeuge, so stehe ich nicht nur mit meinem ganzen Ver„mögen, sondern mit meiner Ehre, die mir unendlich„mal schätzbarer als all' mein Vermögen, ja selbst als „mein Leben ist, für die Wahrheit dieser Sache. Wo„zu soll nun die wahrhaft lächerliche Formel: bey mei„ner Ehre? Ist nicht meine Ehre schon geschändet, wenn „ich etwas unwahres als wahr bezeuge, oder wird sie

„da-

damit gerettet, wenn ich, in diesem Falle, die drei Worte „bey meiner Ehre„ hinzusetze? Der wahrhaft ehrliche Mann sagt: So ist's! und nur der Schurke braucht den Zusatz „bey meiner Ehre„ und bleibt nichts destoweniger ein Schurke; denn diese drei Worte können ihn zu keinem ehrlichen Manne machen, wenn er keiner ist. Ich betheure keine Sache bey meiner Ehre — keine bey meiner Seligkeit — schwöre keinen Eid über eine Sache, sondern sage schlechtweg: So ist's! und wenn ich dieses einmal sage, so ist es mir heiliger als einem andern das feyerlichste Ehrenwort — der heiligste Eidschwur seyn kann. Wollen Sie mir nun auf mein blosses Wort nicht glauben, so können Sie sich einen andern Zeugen wählen, dem der Beisatz „bey meiner Ehre„ oder ein solenner Eidschwur in Form Rechtens, zur Bekräftigung seiner Worte nothwendig scheinet!„

Dies, liebster Karl, sind wahre Biedermänner, mein sel. Vater, Meister Treuhold, und all die wenigen Edlen, deren unerschütterliche Treue und Redlichkeit auf solchen Grundsätzen beruhet — so allgemein anerkannt ist. O Karl! Ich hätte den verehrungs= und liebenswürdigen Meister Treuhold mit Innbrunst in die Arme schließen mögen, und härme mich wahrhaft darüber, daß er mich verließ, ehe ich vor Entzücken fähig war, ihm zu sagen, was für ein königliches Vergnügen er mir verschaft hatte.

Das Traurigste ist, daß heut zu Tage so viele Scheinredlichkeit unter den Menschen herrscht. Es ist damit gerade das Verhältniß, das ich lezthin in einem Briefe an dich, über ächte und Scheinfreundschaft, an=

ge=

gegeben habe. (*) Alte Treue und Redlichkeit ist ei
so allgemein anerkannte — herrliche Tugend, daß selb
die superklügsten Neulinge ihr ihren Wehrt nicht absp
chen können, sondern sie, troz ihres altmodischen Ki
tels, zu verehren gezwungen sind. Zu diesem komm
noch die wahre Unentbehrlichkeit dieser Tugend, we
die Ruhe und der Wohlstand der ganzen Menschh
davon abhängt: denn die Welt würde bald in das schre
lichste moralische Chaos zusammenstürzen, wenn w
je so unglücklich würden, alle Treue und Redlichk
durchgehends auf Erden vertilget zu sehen. Dieses alle
zusammen genommen bringt also die natürliche Wirkun
hervor, daß nicht nur der Rechtschaffene Treue un
Redlichkeit über alles hoch schäzt, sondern, daß auc
der minder Rechtschaffene und der Schurke sich beeifern
unter dem Deckmantel von Treue und Redlichkeit z
glänzen; und so hört man denn auf allen Seiten s
vieles von alter Treue und Redlichkeit deklamiren, daß
es einem wahrlich unbeschreiblich schwer wird, den
wahrhaft ehrlichen Mann unter der großen Maskerad
zu erkennen. Hier giebt es eigentlich nur zwei Mittel,
diesen Zweck zu erreichen, und diese bestehen in theore-
tischer und praktischer Menschenkenntniß, oder in der
Gelegenheit seinen Mann genau prüfen zu können. Weil
nun diese Mittel blos von einem tiefen und langwierigen
Studium, oder von einem glüklichen Ungefähr abhan-
gen; so werden oft Tausende von Schurken, unter dem
Dekmantel der Redlichkeit, betrogen, bis Einer so glück-
lich ist wahre Redlichkeit zu finden.

Das Studium der Menschenkenntniß ist unstreitig
ein schweres Studium, aber gewiß das edelste und erha-
benste

(*) Siehe im 21. Briefe.

ıſte unter allen bekannten Wiſſenſchaften. Betrachtet n nun vollends die unzähligen Vortheile, welche die- Studium der Menſchheit verſchaffet; ſo möchte man ırlich wünſchen, daß ſich irgend ein großer Menſchen- ıner die Mühe nähme, dieſes Studium in ein ordentli- es Syſteme zu bringen, und es dann allen Univerſitä- ı zu einem allgemeinen Schul-Studium zu empfehlen. er ſetze ich aber einen wahren Menſchenkenner voraus; nn es werden heut zu Tage zum theil ſo ſchiefe, gera- entgegengeſezte, Wege, um die Menſchen kennen zu ınen, eingeſchlagen, daß daraus ein verwirrtes Miſch- aſch von Pedanterie und Empfindelei entſteht, ja ich ıbe ſchon zuweilen Gelegenheit gehabt, ſolche lächerliche ſarrerien von, ſogenannten, Menſchenforſchern aus-)en zu ſehen, daß ich warlich nicht wußte, ob ich vor ınwillen knirſchen, oder über die elende Scharletanerie ıchen ſollte. Doch ich verirre mich zu weit; denn ich ar hier gar nicht Willens eine Abhandlung über Men- henkenntniß zu ſchreiben. Ich habe vorhin geſagt: daß eigentlich nur zwei Mittel gebe, um wahre und Scheinredlichkeit voneinander zu unterſcheiden, und daß ieſe Mittel in Menſchenkenntniß, oder in der Gelegen- eit ſeinen Mann genau prüfen zu können, beſtehen. Der Menſchenkenner unterſcheidet den wahren Bieder- ıann dadurch von dem Heuchler, weil bey dem erſten lles Natur in Worten und im Handeln, bey'm zweiten ber alles auffallende Erkünſtlung iſt, welche ſich an hun- ert Orten ſelbſt verräth. Da nun aber der wahren Men- ſchenkenner wenig ſind, weil wenige ſich die Mühe geben en Menſchen tiefer zu ſtudiren; ſo bleibt für dieſe Klaſſe on Menſchen nur das zweite Mittel übrig, nämlich, bei Gelegenheit ihren Mann genau zu prüfen, ehe ſie ſich

blind-

blindlings auf seine vorgegebene Treue und Redlichk[eit] verlassen.

Ohne mich weiter über diese Materie auszudehne[n], welche eigentlich gar nicht in diesen Brief gehört, sonde[rn] nur gelegenheitlich hier einen Plaz einnahm, will ich nu[n] für heute schließen, da ich dir, liebster Karl, hier bl[os] meine herzliche Freude über die so ganz von ungefäh[r] gefundene alte Treue und Redlichkeit mittheilen wollte, und dieses nun, wiewohl sehr mangelhaft, gethan habe: denn um dir die Wonne zu schildern, die mir heute der liebenswürdige Meister Treuhold verschaft hat, müßte ich dir mein Herz, statt diesem Briefe, senden können, um diese Wonne darinn zu lesen, weil ich unfähig bin, sie dir in ihrer ganzen Größe zu schildern.

Ich kenne kein Vergnügen über das, einen Mann von Treuholds Art kennen zu lernen. Mein ganzes Ich wird dabei von einem unzubeschreibenden Entzüken hingerissen, und so ein alter deutscher Biedermann im Schurzfell ist mir unendlichmal ehrwürdiger, als ein vornehmer — hochbetitelter Duns, dessen Worte so mystisch wie ein heidnisches Orakel lauten, und auf welche man sich oft eben so wenig verlassen darf. —

Ich denke, dieser Brief soll' dir, vor vielen andern, angenehm seyn, weil er eine von deinen Lieblingsmaterien enthält, worüber du dich in jenen seligen unvergeßlichen Tagen, da wir zusammen in unserm lieben Pleiß-Athen die Rechte hörten, so oft und so gerne mit deinem Eduard unterhieltest; und so wäre denn mein Zwek erreicht, und mir bleibt nun nichts mehr übrig, als dich zu bitten, mir mit all' der zärtlichen Ergeben-

heit

eit unabänderlich zugethan zu bleiben, mit welcher dir iß in die Grube zugethan bleiben wird

Dein

Freund

Eduard Waller.

Drei und zwanzigster Brief.

P** am 30ten des Brachmondes 17 —

Von heute an bin ich wieder inner den Gränzen meines Vaterlandes. Diesen Morgen um 9 Uhr passirte ich die Gränze — kam Mittags in dieser, dir wohlbekannten, Landstadt an, in welcher ich mich aus Ursachen ein paar Tage aufzuhalten gezwungen bin, und nun laß' dir, liebster Karl, das wunderlichste Abentheuer erzählen, von allen, die mir, während meiner ganzen Reise, aufgestossen sind!

Da ich vor dem Posthause abtrat, sah' ich viele Menschen davor versammelt, welche verworren durcheinander plauderten, und deren Mienen und Gebärden durchgehends Verwunderung und Erstaunen anzeigten. Ich fragte, während daß ich aus meiner Chaise stieg, den Posthalter um die Ursache dieses Zusammenlaufs, und dieser bat mich, einsweilen in die öffentliche Gaststube zu tretten, wo er mir etwas erzählen wolle, das mich gewiß auch in Verwunderung versetzen werde. Ich ließ mich also von ihm dahin führen, und hier fieng er sogleich an, meine Neugierde auf folgende Weise zu befriedigen.

„Es sind nun 14. Tage vorüber, daß Abends spät „ein junger ansehnlicher Mann mit einem hüpschen „Frauenzimmer, in einer Postchaise mit zwei Pferden

„ bespannt, vor dem Posthause anfuhr, und sich gleich
„ bey'm Aussteigen ein abgelegenes Zimmer zur Woh-
„ nung von mir ausbat, indeme sie beide ganz für sich
„ und ungestört wohnen wollten. „ Bey mir kann jeder
„ „ Passagier ungestört wohnen, wenn es ihm so be-
„ „ liebt." gab ich zur Antwort, und führte die beiden
„ Gäste in's Hinterhaus, wo ich ihnen eines meiner ab-
„ gelegensten Zimmer zur Wohnung eingab. Acht Tage
„ lang verließ keines der beiden Gäste das Zimmer —
„ schienen übrigens ganz zufrieden und munter, und
„ lebten mehr prächtig als geringe, so, daß sie in dieser
„ kurzen Zeit einen großen Konto auf meine Rechentafel
„ machten. Nach den ersten 8. Tagen aber fieng der junge
„ Herr an täglich ein paarmal auszugehen — kam öfter
„ zu mir in die Gaststube, und erkundigte sich bald nach
„ dem Wege in die Schweiz, bald nach dem Wege nach
„ Holland — fragte sogar einmal, ob ich gute Reitpferde
„ habe, und schien überhaupt viel tiefsinniger als ge-
„ wöhnlich auszusehen. Mir gefiel dies nicht, und ich
„ fieng an, allerlei Gedanken und Muthmassungen zu
„ bekommen: denn Sie müssen wissen gnädiger Herr!
„ Ich bin schon 20. Jahre auf meiner Wirthschaft, und
„ habe, während dieser Zeit, schon allerlei kuriöse Hi-
„ störchen erlebt. Um also dem Dinge ein wenig näher
„ auf den Zahn zu fühlen, nahm ich die Gelegenheit in
„ Acht, wenn der junge Herr ausgieng, und fand mich
„ unter mancherlei Vorwand auf dem Zimmer meiner
„ Gäste ein. Neugierig bin ich nun eben nicht, gnädi-
„ ger Herr! aber ich denke eben, es ist doch die Schul-
„ digkeit eines Wirths, bey verdächtigen Umständen auf
„ seiner Hut zu seyn, und vor Unglück zu warnen, oder
„ solches zu verhüten — kurz von der Sache geredet:

„ ich

„ ich vermuthete hier eine Entführung, oder so etwas, „ und war bange, der junge Herr möchte mir das „ Frauenzimmerchen da sitzen lassen, und dadurch sie „ und mich hinter das Licht führen. Leider hatte ich „ mich diesmal in meinen Vermuthungen nicht betrogen: „ doch ich will die Sache in der Ordnung fort erzählen, „ gnädiger Herr! Ich fand mich also, wie gesagt, öfter „ auf dem Zimmer meiner Gäste ein, und suchte mir „ das Vertrauen des Frauenzimmers zu erwerben, und „ dadurch in der Sache klüger zu werden. Dies hielt nun „ nicht schwer; denn das gute Frauenzimmerchen ist „ noch so jung und in den Welthändeln so unerfahren, „ daß ich schon am dritten Tage weghatte, was ich „ lange vermuthete. Sie vertraute mir nämlich: „ daß „ sie die Tochter eines gewissen vornehmen Herrns seye, „ dessen Namen und Stand sie mir aber nicht sagte, und „ daß sie mit dem jungen Herrn eines reichen Beamten „ Sohn in ihrer Gegend, davongeflohen seye, und sich „ unterwegs habe ehlich mit ihm verbinden lassen. Nun „ seyen sie beide entschlossen, nach der Schweiz zu rei- „ sen, und sich da von dem ansehnlichen Gelde, das ihr „ nunmehriger Ehegemahl in Wechselbriefen bey sich „ habe, gütlich zu thun, und in Ruhe und Zufriedenheit „ der Liebe zu pflegen." Ein Vertrauen erfordert das „ andere, gnädiger Herr! Ich entdekte nun dem Frauen- „ zimmer, nachdem ich mir zuvor hatte heilig verspre- „ chen lassen mich nicht zu verrathen, ganz geradezu: „ daß es mir um sie bange seye, und daß mir ihr Herr „ Ehegemahl, seit einigen Tagen, nicht mehr so ganz „ gefalle, sagte ihr auch dabei wohlmeinend meine „ Gründe, warum: aber da wurde ich sammt meiner „ Gutherzigkeit blutschlecht angesehen; denn das Frauen-

„ zimmer wurde über meine Warnungen ganz entrüstet —
„ nannte mich einen einfältigen Pinsel — versicherte,
„ daß sie ihren lieben Wilhelm besser kenne, und fertigte
„ mich mit der trozigen Erklärung ab: daß ich mich für's
„ Künftige nur um meine eigene, und nicht um die An-
„ gelegenheiten meiner Gäste bekümmern sollte. Ich
„ marschirte also ab, und dachte bey mir: Nu, nu,
„ Frauenzimmerchen, wenn du nur nicht mit Schaden
„ klug wirst! Gedacht, geschehen! Heute, ehe noch der Tag
„ vollkommen angebrochen war, ließ sich der junge Herr
„ vom Hausknechte die Hausthüre öffnen — gieng zum
„ Tempel hinaus, und soll' noch wieder kommen, wie-
„ wohl es schon heller Mittag ist. Nun weint und äch-
„ zet das arme junge Weibchen, oder Mädchen — der
„ Teufel weis, was sie wohl eigentlich ist — daß es
„ einen Stein erbarmen möchte, glaubt aber nichts we-
„ niger, als daß sie der junge saubere Monsieur vorsetz-
„ lich sitzen gelassen habe, sondern ist immer bange, es
„ möchte ihm auf seinem Spaziergange, wie sie's nennt,
„ ein Unglük begegnet seyn. Sehen Sie gnädiger Herr!
„ das ist die Ursache, warum Sie bey Ihrer Ankunft so
„ viele verwunderte Leute vor meinem Hause gefun-
„ den haben: denn den ganzen Morgen liefen die
„ Leute haufenweis vor mein Haus, als wenn ein ame-
„ rikanisches Wunderthier bey mir zu sehen wäre, so-
„ bald nur das saubere Geschichtchen durch meine Dienst-
„ boten in der Stadt offenbar wurde. Was mich betrift,
„ gnädiger Herr, so darf ich Ihnen nun wohl aufrichtig
„ gestehen, daß mir ganz teuflisch bange ist, der junge
„ Herr Glüksritter möchte all' seine schönen Wechsel-
„ briefe mit sich genommen, und mir das gute Frauen-
„ zimmerchen blutt und nakend da über'm Halse gelassen

„ habe-

„ haben. Dies wäre nun, bey'm Teufel eine schöne Hi-
„ storie für mich, wenn ich so gegen 40. Rchsthlr. verlie-
„ ren müßte, und noch dazu ein fressendes Pfand auf'm
„ Naken hätte, das ich nun doch auch nicht erhungern
„ lassen könnte!"

Ich konnte mich nicht enthalten über die komische Wendung, welche die Erzählung meines Wirths am Ende genommen hatte, zu lachen; indessen tröstete ich ihn, so gut ich konnte, und bestellte mir mein Mittagessen. Der Wirth gieng hin, die Anstalten dazu in der Küche zu treffen, und ich dachte der Geschichte mit dem unglücklichen Frauenzimmer weiter nach, indem ich mir meine Pfeiffe stopfte. Helfen mußt du hier! so sprach mein Herz, so bald ich von dieser Geschichte unterrichtet war; nur wollte mir nicht gleich ein Mittel einfallen, wie da wohl am sichersten und geschwindesten zu helfen seyn würde. Ich dachte hin und her; machte bald Plane, bald verwarf ich sie wieder; endlich hielt' ich, nach langem Ueberlegen, für's Beste, erst eine mündliche Unterredung mit dem jungen unglücklichen Frauenzimmer zu suchen, und dann mit ihr gemeinschaftlich Plane zu ihrer Hilfe und Beruhigung zu entwerfen. Dies war, und blieb das Resultat meiner Endschlüße, und ich hatte nun kein angelegentlicheres Geschäfte, als meinem Wirthe, während des Mittagessens, mein Verlangen, mit dem Frauenzimmer in Bekanntschaft zu kommen, begreiflich zu machen. „Von Herzen gerne wollte ich Euren Gna-
„den hierinn zu Diensten seyn (antwortete der Wirth auf
„meinen Antrag) wenn nur das Frauenzimmer nicht so
„entsetzlich menschenscheu wäre: aber so wird's wohl
„schwer halten, sie dazu zu bewegen, daß sie jemand
„fremden zu sich auf's Zimmer kommen läßt, zumal itzt,

„wo sie nichts als weint und lamentirt.„ Ich hatte mir nun schon einmal vorgenommen, der unglücklich Verlassenen, wo möglich, zu helfen, und bin von jeher nicht gewohnt, einen wohl überdachten Vorsatz aufzugeben: daher ließ ich mir Tinte, Federn, und Papier geben, und schrieb folgendes kleine Billet an das unglückliche Frauenzimmer nieder:

„Ein Menschenfreund, welcher vor ein paar Stunden „in diesem Gasthofe ankam, wurde von Ihrer traurigen „Lage unterrichtet, und biethet Ihnen hiemit von ganzem „zem Herzen seinen Rath, und seine werkthätige Hilfe „an. Er ist ein Freund der Leidenden, und wünscht „nichts so sehr, als alles menschliche Elend mildern, „wo nicht ganz vertilgen zu können. Dieses vorausgesetzt, „setzt, bittet er sich die Ehre aus, Sie bey sich auf eine „ne halbe Stunde zu sprechen, und mit Ihnen gemeinschaftlich „schaftlich über die Art, wie Ihnen am geschwindesten „Hilfe verschaffet werden kann, zu Rathe zu geben. „Besorgen Sie dabei weder niedrige Ränke, noch „andere unedle Absichten: denn ich bin ein geschworner „ner Feind von tückischer Falschheit und Niederträchtigkeit. „tigkeit.

„Eduard v. Waller.

Sobald ich dieses geschrieben hatte, siegelte ich's zu, und bat meinen Wirth, das Billetchen dem Frauenzimmer, nebst meinem Komplimente, zu überbringen, und sich, in meinem Namen, eine Antwort darauf zu erbitten. Mit einer Art von Sehnsucht harrte ich dieser Antwort entgegen; aber nur kurze Zeit: denn der Wirth kam bald mit der mündlichen Antwort zurück: daß es dem Frauenzimmer angenehm seyn würde mich bey sich zu sehen.

hen. Ich ließ mich also auf ihr Zimmer führen, und fand sie weinend in einem Lehnstule am Tische sitzen.

Sobald ich mich auf ihr Verlangen gesetzt hatte, gab ich dem Wirthe einen Wink sich zu entfernen, und fieng nun auf ein Neues an, dem unglücklichen Frauenzimmer meine Dienste anzubiethen, und sie mit allen möglichen Gründen von der Redlichkeit meiner Absichten zu überzeugen. Lange bekam ich keine andere Antworten, als Weinen und abgebrochene Worte, die den höchsten Grad menschlichen Jammers anzeigten. Weinet mit den Weinenden! war von jeher der Grundsatz, den ich mir bey'm Trösten eines Leidenden, aus wohlüberlegten Gründen, eigen gemacht hatte: ich ließ also die arme Unglückliche sich recht satt weinen, und stimmte mit in ihre jammervolle Klagen ein. Dies that die Wirkung, die ich noch jedesmal bey solchen Gelegenheiten erprobt gefunden hatte. Das Herz der Unglücklichen wurde durch das häufige Weinen, und durch die Mittheilung ihres Jammers erweitert, und ihr Jammer gieng zusehends in eine stillere — gemäßigtere Wehmut über, so daß ich es nun erst für den schicklichen Zeitpunkt hielt, mit Trostgründen herauszurücken, und ihr für ruhigere Ueberlegung empfänglicheres Herz nach und nach darauf aufmerksam zu machen. Das Erste, was ich nun that, nachdeme ich die arme Verlassene so viel möglich getröstet und aufgerichtet hatte, war, daß ich sie bat, mir ihr vollkommenes Vertrauen zu schenken, und diesem zufolge mir ihre unglückliche Geschichte aufrichtig zu entdecken, damit ich desto fähiger würde einen zweckmäßigen Plan zu ihrer Beruhigung zu entwerfen. Bey einem minder jungen, und in der Welt erfahrnern Frauenzimmer würde ich nun wohl größere Mühe und Zeit haben verschwen-

den müssen, um die Erfüllung dieser Bitte zu Stande zu bringen: hier aber wurde mir meine Bitte sogleich gewähret, und das junge, kaum 18. jährige Frauenzimmer erzählte mir mit der unschuldigsten Naivetät ihre ganze unglückliche Geschichte.

Ich will dich nun, liebster Karl, mit dieser etwas langen Geschichte nicht aufhalten; genug: das Frauenzimmer ist eine unglückliche Verführte, und ihr Gatte (denn dieses ist er wirklich) ist der schändlichste — eigennützigste Verführer, der je, zur Schande der Menschheit, gelebt hat. Nicht genug, daß dieser Nichtswürdige dies unglückliche Mädchen aus den Armen ihrer Aeltern riss: nicht genug, daß er sie in dem jammervollsten Zustande in diesem weit von ihrem Geburtsorte entfernten Gasthofe schändlich verließ; er nahm (welches die arme Verlassene erst diesen Mittag entdeckt hat) nebst aller Baarschaft auch noch diejenigen kostbaren Juwelen mit sich fort, welche die unglückliche Verführte auf sein teuflisches Anstifften ihren Aeltern entwendet hatte, und überließ sie ihrem Kummer und der hilflosesten Armuth und Schande. Dieser letzte Umstand hatte sie erst ganz von der Niederträchtigkeit ihres Verführers überzeugt; und nun war sie, im gränzenlosesten Jammer versunken, ohne Hilfe, ohne Aussicht auf Hilfe, mitten in einem ihr ganz fremden Lande, ohne Freunde, ohne Bekannte, verlassen und einsam, und überließ sich einem der Verzweiflung ganz nahen Schmerze.

Mit allen Aeußerungen des wahrsten Antheils an diesem fürchterlichen Schicksale bezeigte ich nun der Unglücklichen mein innigstes Beileid; machte sie aber zugleich auf die allliebende Vorsehung aufmerksam, welche ihr gerade itzt, wo sie sich von aller Welt verlassen glaub-

te,

„einen Menschenfreund zugeschikt habe, welcher von
ganzem Herzen bereit seye, sich ihrer anzunehmen, und
ihre schmerzliche Lage, so viel nur immer möglich seyn
werde, zu lindern und zu verbessern. „Die alliebende
Vorsehung wacht über alle Menschen, liebe Leidende
(so schloß ich meine Ermahnungen und Trostgründe)!
und unser liebevolle Vater will nicht, daß eines seiner
Kinder verderbe. Sie nun hat er harten Prüfungen
„ausgesetzt, dies muß man gestehen: aber gewiß nicht
„ohne unendlich weise Absichten. So kann Ihnen z. B.
„diese traurige Katastrophe Ihres Lebens für die Zukunft
„von unbeschreiblich großem Nutzen und Vortheil seyn,
„den Sie vielleicht außerdeme niemals einsehen gelernet
„hätten. Sie werden itzt niemals mehr so leichtgläubig,
„oder vielmehr leichtsinnig in Beurtheilung Anderer seyn;
„Sie werden die mannigfaltigen Tücke und schändlichen
„Ränke so manches gleissenden Bösewichtes erkennen, und
„vorsichtiger mit Ihrem Herzen umgehen; Sie werden
„endlich (und dieses ist gerade das Schätzbarste) Ihren
„begangenen jugendlichen Fehler erkennen, und von
„nun an alles anwenden, um solchen wieder gut zu ma-
„chen, und die Liebe und Verzeihung Ihrer gekränkten
„Aeltern dadurch zu erhalten. Alles dieses wäre nun
„nicht erfolget, wenn Ihr schändlicher Verführer Sie
„nicht verlassen hätte. Sie wären vielleicht bald Mutter
„geworden, und hätten sein tükisches böses Herz erst als-
„dann, und in einer ungleich schrecklichern Lage kennen
„gelernt: denn von diesem Niederträchtigen ließ sich,
„über kurz oder lange, nichts anderes erwarten. Zu-
„deme würden Sie im Taumel der Leidenschaft niemals,
„oder erst spät, vielleicht zu spät, eingesehen haben,
„wie sehr Sie Ihre lieben Aeltern durch diesen unüberleg-

„ten Schritt gekränket, und am Ende würden Ihnen her„zerfleischende Gewissensbisse diese Welt zu einer Hö„gemacht haben. Sehen Sie, meine Beste! Darum „hat Sie der liebe Gott noch recht gnädiglich bey Zeit ge„züchtiget, um Sie durch diese Züchtigung zu belehren „und für die Zukunft ganz seiner und Ihrer lieben Ae„tern würdig zu machen. Fehlen, liebe Leidende, i„menschlich, und Ihrem Alter verzeihlich: lassen Sie sic„also davon nicht zu sehr niederdrücken, sondern hoffe„Sie getrost auf die Vergebung Ihrer Aeltern! Schon „sehe ich sie, die verzeihende liebvolle Arme der zärtli„chen Aeltern, nach Ihrer reuigen - unglücklichen Toch„ter ausgestreckt — schon sehe ich Sie mit heißen Thrä„nen, von Reue und Freude geweint, in die Sie erwar„tenden liebevollen Arme sinken: und nun will ich Ih„nen sagen, was ich, mit Ihrer Einwilligung, zu „thun entschlossen bin, um diese, für Sie so nöthige „und trostvolle, Versöhnung zu Stande zu bringen!„

Diese meine Ermahnungen und Trostgründe hatten eine erwünschte Wirkung. Charlotte von St* (so nennt sich die arme Verlassene) ward ruhiger, und resignirte sich zusehends in ihr Schicksal; nur bat sie mich aufs Beweglichste (ehe ich ihr meinen Entwurf, sie mit ihren Aeltern auszusöhnen, entdecken konnte) sie nicht gerade zu ihren noch erzörnten Aeltern zu überliefern, sondern erst mit diesen in Unterhandlung zu tretten, und Verzeihung für sie zu erflehen. Ich versicherte die Unglückliche, daß ich es selbst nie anders Willens gewesen, und entdeckte ihr nun meinen Plan, um sie in die Arme ihrer Aeltern zurück zu bringen, und sie dadurch so glücklich, als sie es in ihrer Lage seyn konnte, zu machen. Dieser Plan bestand darinn, daß ich Charlott'n von St* mit

mir

ir in meine Vaterstadt nehmen, sie dort als eine mei-
er Verwandten ausgeben, und indessen zu meinem ver-
eiratheten Freunde H*** (*) in Kost und Wohnung ge-
en wolle, wo sie gewiß so liebreich, wie ein eigenes
Kind behandelt werden würde: dann wolle ich einen
Briefwechsel mit ihren Aeltern errichten, und eher mein
Haupt nicht zur Ruhe legen, bis ich sie vollkommen mit
diesen ausgesöhnet haben würde: auch versprach ich Char-
lott'n, auf ihr sehnliches Bitten, feierlich sie dann selbst in die
Arme ihrer Aeltern zurück zu führen. Dieser Plan wurde
mit innigstem Danke und Vergnügen angenommen und
genehmiget; und so schied' ich für diesmal von Charlott'n
um ihr Zeit zur Erholung zu lassen, indeme ich sie bat,
sich ein paar Stunden auf's Bette zu legen, und von den
heftigen Anstrengungen ihres Geistes und Körpers aus-
zuruhen.

Gegen Abend besuchte ich die arme Leidende wieder, und fand sie am Gemüthe so ruhig und gelassen, als man es von ihr, in Rücksicht auf ihre wirklich schmerzliche Lage, erwarten konnte; am Körper aber befand sie sich sehr schwach und entkräftet, und klagte sehr über heftige Hitze und Kopfschmerzen. Ich ließ den Medikus des Orts rufen. Dieser verordnete der Kranken einige niederschlagende und stärkende Mittel; versicherte übrigens daß die Unpäßlichkeit von keiner Bedeutung seye, und durch Ruhe und ordentliche Diät sich in ein paar Tagen wieder heben lassen würde.

Bis 10 Uhr Abends blieb' ich nun bey der kranken Charlotte — ließ mir das Abendessen auf ihr Zimmer bringen,

(*) Dies ist der nämliche, von welchem schon im 2ten und mehreren Briefen dieses Werkes die Rede war.
Anm. des Verf.

bringen, und gab mir alle nur erdenkliche Mühe, sie mit mannigfaltigen Gesprächen zu unterhalten und zu zerstreuen, wobei ich immer mehr und mehr fand, daß die gute Charlotte das beste Herz von der Welt, aber noch gar keine Kenntniße und Erfahrungen in dem, was man Welt heißt, hat, und dabei bis zum höchsten Uebermasse schwärmerisch ist, und daß es also dem schändlichen Bösewichte, ihrem Verführer, ein leichtes war, dem guten unerfahrnen Mädchen mit Romanenideen den Kopf anzufüllen, und sie so in seine teuflische Fallstricke zu locken. Wehe — Wehe — tausendfaches Wehe denenjenigen Scheusalen der Menschheit, welche, so wie dieser Unmensch, erst einem jungen unschuldigen Mädchen glühende Liebe in's Herz pflanzen — dann ihre heisse Leidenschaft zu schändlichen Absichten benützen — sie zu sträflichen und lasterhaften Schritten verleiten, und am Ende, wenn sich das arme unschuldige Opfer der teuflischsten Bosheit ganz ihrem Verführer überläßt, all' ihr Vertrauen auf ihn, den einzig Geliebten setzt, im namenlosesten Elende auf immer verlassen!!! Ha! das Blut kocht mir in allen Adern, wenn ich mir so ein Ungeheuer, in menschliche Gestalt gehüllt, denke, und man hat wahrlich alle nur mögliche Philosophie vonnöthen, um gegen solche Ungeheuer nicht Rachgierde im Herzen zu hegen.

Ehe ich Charlott'n verließ, bestellte ich vorher eine alte Weibsperson, um, nebst meinem Philipp, die Nacht durch bey der Kranken zu wachen, und dann begab ich mich auf mein Zimmer, nachdem ich mich noch vorher bey meinem Wirthe, als Bürge und Zahler seiner Forderung an Charlott'n erklärt hatte.

Und

Und damit schließe ich nun für heute, und erspare eine Betrachtungen über zu vieles Zutrauen und zu vertriebenes Mißtrauen, welche bey dieser Gelegenheit r mitzutheilen, ich mir vorgenommen habe, auf Moren. Gute Nacht also für heute, mein liebster Karl!

Am 1ten des Heumondes 17 —

Ich fand diesen Morgen Charlott'n so gestärkt und munter, und sie befand sich auch den ganzen Tag ber so wohl, daß wir nun morgen nach der Versicherng des Medikus unbesorgt unsere Reise nach meiner Vaerstadt antretten können. Auch am Gemüthe ist Charotte so ruhig, als man es in ihren Umständen seyn kann, nd ich wandte heute auf ein Neues all' meine Kräften nd Beredsamkeit an, um diese Seelenruhe immer fester u gründen; das Weitere muß man nun von der Zeit, iesem mächtigen Seelenarzte, erwarten.

Da sich übrigens Charlotte diesen Abend etwas früher u Bette gelegt hat, um Morgen bey Zeit reisefertig seyn zu önnen; so will ich nun mein Versprechen halten, liebster Karl, und dir meine Betrachtungen, über zu vieles Zutrauen und zu übertriebenes Mißtrauen, mittheilen — Betrachtungen, welche dir, mein Bester, nicht unangenehm zu lesen seyn werden.

Zu vieles Zutrauen ist eben so unvorsichtig und schädlich, als zu übertriebenes Mißtrauen bösartig und schändlich ist; daher müssen hier genaue Unterscheidungslinien gezogen, und dann dazwischen die rechte Mittelstrasse gewählt werden. Um nun diese Unterscheidungslinien genau ziehen zu können, muß man, vor allem, die Urquellen des zu vielen Zutrauens sowohl, als des zu übertriebenen Mißtrauens erforschen; und dieses zu thun habe ich mir hier vorgenommen. Leicht-

Leichtsinn, Gutherzigkeit, und Dummheit sind die Urquellen des zu vielen Zutrauens, so wie Tiefsinn, böses Herz, und Menschenfeindlichkeit die Urquellen des zu übertriebenen Mißtrauens sind. Laß' mich nun, lieber Karl, diese Urquellen tiefer erforschen und dann daraus auf ihre schädlichen Wirkungen schließen, und dadurch ein desto helleres Licht auf diejenige schöne Mittelstraße zu werfen, welche nur der Weise und Rechtschaffene wählt.

Leichtsinn, Gutherzigkeit, und Dummheit sind die Urquellen des zu vielen Zutrauens. Es ist das Eigene des Leichtsinns, ohne Ueberlegung zu handeln, und das, was ihm auf den ersten Anblik gut dünkt, auch sogleich zu unternehmen: daher giebt es viele Menschen, welche mit dem unbegreiflichsten Leichtsinne sich jedem anvertrauen, noch ehe derselbe dies Zutrauen fordert, und ohne, daß sie näher untersuchen, ob derselbe ihres Zutrauens würdig ist: seine Außenseite gefällt ihnen; und nun halten sie ihn, ohne Weiteres, ihres uneingeschränkten Zutrauens würdig. Was für schädliche — oft schrekliche Folgen aus so einer unüberlegten, und übereilten Offenherzigkeit entstehen können, wäre überflüßig hier zu beweisen, da sowohl die Natur der Sache, als tausend traurige Beispiele eines so unvorsichtigen und leichtsinnigen Zutrauens dieses zur Genüge beweisen. Auch Gutherzigkeit, wenn sie nicht mit einer, auf dieser Welt so äußerst nothwendigen, weisen Vorsicht verbunden ist, wird zur Urquelle des zu vielen Zutrauens. Es giebt Menschen, die mit dem besten Herzen gebohren sind; aber in der Folge zu sehr an schwärmerische Ideen sich gewöhnen, und vermög dieser Ideen bey allen Menschen ein so gutes Herz voraussetzen, als sie selbst haben.

Gewöhnlich

ewöhnlich theilt sich ein gutes Herz gerne mit — hängt ch gerne an jedes andere Menschenherz an — will gerne jedem seine Anhänglichkeit und Liebe recht sicht-ar in's Auge stralen lassen — wünscht so sehr einen reund zu haben, der seine Freuden und Leiden mit ihm eile: und so, da solche von Natur gute, aber auf ihrem genen Erdballe ganz unerfahrne und fremde Menschen den ihrer Mitmenschen für das halten, was sie selbst nd, vertrauet sich dann das gute unerfahrne Herz je-em an — hängt sich an jeden an, und wird größten-heils schändlich geäffet, und schreklich betrogen. Auch ier sind die Folgen und Wirkungen oft schreklich; ein anz neues Beispiel davon giebt uns die arme hintergan-ene Charlotte. Aber nicht nur allein ein Beispiel von en schreklichen Wirkungen des zu vielen und unüberleg-en Zutrauens giebt uns Charlotten's Geschichte, son-dern auch einen sichtbaren unumstößlichen Beweiß von der Urquelle ihres zu vielen Zutrauens, welche bey ihr Gutherzigkeit ist. Nicht genug, daß Charlotte sich ih-rem niederträchtigen Verführer anvertraute; nein, sie vertraute auch dem Wirthe dieses Gasthofes, welcher erst dreimal mit ihr gesprochen hatte, ihre ganze Ge-schichte an, noch ehe sie von der Niederträchtigkeit ihres Verführers überzeugt war — noch ehe sie dieser verlassen hatte. Was für traurige Folgen hätten nun aus dieser unvorsichtigen Offenherzigkeit für Charlott'n entstehen können, wenn der Wirth aus Schurkerei, oder aus Aengstlichkeit, ihr Zutrauen mißbraucht, und sie bey Gerichte als ein ihren Aeltern entlaufenes Kind, und ih-ren Gatten als einen Jungfernräuber angegeben hätte, vorausgesezt, daß Lezterer es gut und redlich mit ihr gemeint hätte? Nichts davon zu sagen, daß sich Char-

lotte

lotte selbst mir zu schnell und unüberlegt anvertrauet hat, da sie auf ein bloßes Billet, von einer ihr ganz fremden Mannsperson, dieser sogleich den freien Zutritt erlaubte. Gutherzigkeit, ohne damit verbundene nöthige Vorsicht, ist also auch eine Urquelle des zu vielen Zutrauens, und kann schädliche — oft schrekliche Folgen hervorbringen. Auch Dummheit ist nicht selten die Urquelle des zu vielen Zutrauens. Es giebt Menschen, welche weder aus angebohrnem Leichtsinn, noch aus einem zu guten und unbewahrten Herzen, jedem andern sich sorglos anvertrauen; und diese sind nun offenherzig aus wahrer Dummheit, und ohne zu wissen, warum. Leichtsinn handelt nicht nach Grundsätzen, sondern nach Hange und Neigungen; Dummheit hingegen kennt gar keine Grundsätze — giebt sich die Mühe nicht, seine Neigungen zu untersuchen, und handelt beinahe aus bloßem natürlichen Instinkt, wie das Thier. Solche Menschen sind nun wahrhaft zu bemitleiden; denn sie laufen blindlings zu — vertrauen sich dem nächsten besten auf's Gerade-wohl, zuweilen gar ohne Plan, noch Endzwek, an, und fühlen oft nur zu bald die schädlichen Wirkungen ihres dummen unbedachtsamen Zutrauens. Hieher gehören auch diejenigen Menschen, die aus dummer Geschwäzigkeit kein Geheimniß verschweigen können — ein Umstand, der schon sehr oft die traurigsten Folgen nach sich gezogen hat.

Nun will ich auch die verschiedenen Urquellen des zu übertriebenen Mißtrauens tiefer erforschen, liebster Karl!

Tiefsinn, böses Herz, und Menschenfeindlichkeit sind die Urquellen des zu übertriebnen Mißtrauens. So wie es das Eigene des Leichtsinns ist, ohne alle Ueberle-

gung

ung zu handeln, eben so ist die pünktlichste, und sehr ft bis zum Lächerlichen getriebene Ueberlegung, bey der, auch der geringfügigsten, Handlung, das Eigene es Tiefsinns: daher giebt es Menschen, welche es auch n Punkte des Mißtrauens biß zum Uebermaaße übereiben. Solcher tiefsinniger Grübler Zutrauen sich zu rwerben, ist wahre Herkulsarbeit, und wem das Zurauen solcher Menschen unumgänglich nothwendig ist, er muß seine vereinten Geisteskräfte aufbieten, ja selbst uweilen alle mögliche erlaubte Kunstgriffe anwenden, n diesen Endzweck zu erreichen. Ich kann mir beinahe inen traurigern und unbehaglichern Zustand vorstellen, s um einen Mißtrauischen seyn zu müssen, und durch mstände gezwungen zu seyn, in dessen unausgesezten utrauen sich zu erhalten; auch ist das Lezte beinahe eine nmögliche Sache. Ein Wort, ein Blik, die unabsichtchste Miene kann Einem das, oft erst nach Jahren und it unbeschreiblicher Mühe und Anstrengung, errungene utrauen eines tiefsinnigen Grüblers in einem einzigen ugenblike auf lange Zeit, sehr oft für immer, rauben. iefsinn ist also eine Urquelle des zu übertriebenen Mißauens, und dieses übertriebene Mißtrauen hat schon fters die heiligsten Bande zerrissen — schon die traugsten Mißverständnisse hervorgebracht — schon maigfaltig schädliche und schrekliche Folgen nach sich gezoen. Böses Herz ist auch eine Urquelle des zu übertrieenen Mißtrauens. Es giebt Menschen, welche, bey rem eigenen bösen Herzen, alle andere Menschen nach h beurtheilen, und daher keinem Menschen trauen. olche Menschen schaden sich durch ihr übertriebenes Nißtrauen gemeiniglich selbst, und es ist also eine wahre Bohlthat für's ganze Menschengeschlecht, wenn solche

böse

bösartige Menschen mißtrauisch sind. Hingegen sind die Folgen, welche sich solche Menschen durch ihr übertriebenes Mißtrauen selbst zuziehen, im eigentlichsten Verstande schreklich: denn dadurch, daß sie keinem Menschen trauen, werden sie selbst immer tükischer und boßafter — sinnen immer mehr darauf, ihre Mitmenschen zu hintergehen und zu verrathen, und rennen dadurch, oft geschwind oft langsamer, ihrem Verderben zu. Menschenfeindlichkeit ist ebenfalls als eine Urquelle des zu übertriebenen Mißtrauens zu betrachten. Der Misantrop sieht das ganze Menschengeschlecht als eine Schaar grimmiger und tükischer Ungeheur an, ohne darauf Rüksicht zu nehmen, daß er selbst Mensch ist: daher ist es dann leicht begreiflich, daß er mißtrauisch biß zum Uebertriebenen — mißtrauisch gegen alle andere Menschen seyn muß. Auch diese Art Menschen schadet durch ihr übertriebenes Mißtrauen mehr sich selbst, als Andern: denn sie entfernt sich dadurch immer mehr und mehr von den übrigen Menschen — wird immer mehr in dem häßlichen Hange zur Menschenfeindschaft bestärkt — betrachtet sich mitten unter Menschen als isolirt, und überläßt sich zulezt einer schwarzen Melankolie, die sie größtentheils am Ende zum Selbstmorde, oder andern fürchterlichen Gräuelthaten bestimmt. Aber auch für andere Menschen hat das aus Menschenfeindlichkeit erzeugte Mißtrauen zuweilen schädliche, und schrekliche Folgen: denn ein Misantrop sieht seine Mitmenschen als grimmige, tükische Ungeheuer an, hütet sich also sehr, einem davon sein Zutrauen zu schenken, und dieses hat dann die traurige Folgen, daß er, mit aller Kraft und Vermögen, keines seiner bedürftigen Mitmenschen, oft selbst keines seiner Verwandten, sich werkthätig annimmt, und sie ihrem Elende und

Verderben überläſſet, weil er immer fürchtet, für ſeine Wohlthaten von dieſen tückiſchen Ungeheuern (wie er die Menſchen nennet) betrogen, und ſelbſt in's Verderben geſtürzt zu werden.

Auf dieſe Art nun glaube ich ſowohl die Urquellen des zu vielen Zutrauens, als die des zu übertriebenen Mißtrauens erforſchet, und ſolche, ſammt ihren ſchädlichen Folgen und Wirkungen, anſchaulich dargeſtellt zu haben; und nun will ich mich auch bemühen, diejenige Unterſcheidungslinien zwiſchen beiden zu ziehen, um dadurch die ächte Mittelſtraße zu zeigen, welche hier der Weiſe und Rechtſchaffene erwählt: doch muß ich vorher noch etwas anmerken, das hier nicht vergeſſen werden darf.

Manche, die dieſe Betrachtungen über zu vieles Zutrauen und zu übertriebenes Mißtrauen, leſen, könnten mir den Einwurf machen: daß es auch Menſchen gebe, welche durch öfters erlittene Betrügereien und Hintergehungen übertrieben mißtrauiſch geworden ſeyn: warum ich alſo nicht auch dieſer, bey den Urquellen des zu übertriebenen Mißtrauens, erwähnet habe? Hier nun würde ich mich auf folgende Art rechtfertigen: Urquelle iſt ein an und für ſich ſelbſt beſtehendes Weſen, und kann nicht von andern Dingen hervorgebracht werden; dies giebt ſchon das Wort, Urquelle, ohne weitern Beweis, zu erkennen. Ich konnte alſo, für's Erſte, ein durch erſt entſtandene Nebendinge hervorgebrachtes Mißtrauen nicht unter der Rubrike von den Urquellen des zu übertriebenen Mißtrauens abhandeln. Für's Zweite, kann ein, durch vielfältig vorhergegangene Hintergehungen und ſchändliche Mißbrauchungen des geſchenkten Zutrauens, erregtes Mißtrauen nur mit aller möglichen

Schonung behandelt, und erst nach der genauesten Untersuchung der Umstände, übertrieben genannt werden. Ich schwieg also lieber ganz von dieser Art Mißtrauen, weil hier von einer sehr delikaten Sache die Rede gewesen seyn würde, und diese eine eigene Abhandlung erfordert hätte. Zudeme gedenke ich im Folgenden am gehörigen Orte noch etwas von dieser Sache zu sagen, so viel sich nämlich, nach dem Plan des Ganzen, davon sagen lassen wird. Sieh, bester Karl! So würde ich auf diesen Einwurf antworten; und nun werde ich ungesäumt weiter in diesen Betrachtungen fortfahren.

Nachdeme ich nun die Urquellen des zu vielen Zutrauens, als auch des zu übertriebenen Mißtrauens erforschet und gezeiget habe, so ziehen sich, so zu sagen, die Unterscheidungslinien zwischen beiden schon von selbst, indeme zwischen Leichtsinn und Tiefsinn, zwischen sorgloser Gutherzigkeit, und einem bösen, von allen Menschen Arges denkenden, Herzen, die Unterscheidungslinien sichtbar genug in's Auge fallen. Der Weise und Rechtschaffene also wählt hier die beseligende Mittelstrasse, und weiß diese immer, bey seinem Zutrauen und Mißtrauen gegen Andere, auf ein Haar zu treffen. Ohne mit einem tollen gedankenlosen Leichtsinn dem nächsten besten, der ihm auf den ersten Anblicke gefällt, sich in die Arme zu werfen, und diesen zum Vertrauten seiner Herzensangelegenheiten zu machen; ohne, von schwärmerischen Trugideen irre geführt, mit seinem guten Herzen an jeden, ihm in den Wege laufenden sich anzuhängen und ihn seines unbedingten Zutrauens würdig zu halten; hütet er sich auch sehr, durch tiefsinniges übertriebenes, Grübeln, und menschenfeindliches Mißtrauen seine Mitmenschen

von sich zu entfernen, und, eben durch dies übertriebene Mißtrauen, diese auf ihn selbst mißtrauisch zu machen.

Der Weise und Rechtschaffene liebt alle Menschen, ohne Unterschied, als seine Brüder, und denkt von allen Menschen, im Ganzen betrachtet, gut: indessen verliert er nie das alte Sprichwort: „Trau, Schau, „Wem!“ aus dem Gedächtnisse, und dies ist ihm nicht nur allein erlaubt, sondern es befiehlt ihm dieses sogar die Klugheit, und eine von der Weisheit untrennbare Vorsicht. Ehe er also jemand sein uneingeschränktes Zutrauen schenkt, prüft er selben vorher genau, ob dieser seines Zutrauens würdig ist. Bey dieser Prüfung nimmt der Weise und Rechtschaffene hauptsächlich sein Augenmerk auf das Herz deß, den er zu prüfen sich vorgenommen hat. Findet er, nach mannigfaltigen Untersuchungen, ein gutes edles Herz, das es mit jedem seiner Mitmenschen gut meint — ihm Gutes gönnt — zu allen Zeiten mit Rath und That zu helfen bereit ist; so ist dieses Herz schon seines Zutrauens würdig: vereint nun vollends derjenige, welcher ein solches Herz besitzt, damit einen guten natürlichen — ich will gerade nicht fordern einen durchdringenden — Verstand, und eine daraus folgende Vorsicht und Verschwiegenheit; so wird den Weisen und Rechtschaffenen nun nichts mehr abhalten, diesem Menschen sein vollkommenes Zutrauen, in erforderlichen Fällen, zu schenken, ohne weiter mit tiefsinnigen und übertriebenen Grübeleien sich aufzuhalten. Ich habe gesagt: in erforderlichen Fällen; denn das Zutrauen, das biß zur innigen Freundschaft ausgedehnt werden soll, erfordert noch etwas mehr, als eine solche Prüfung — erfordert all' dasjenige, was ich in meinem vorletzten Briefe in den Betrachtungen über Freund-

 schaft

schaft gezeigt habe: denn es ist noch ein weiter Abstand zwischen inniger Freundschaft, und dem Zutrauen, deßen man, in erforderlichen Fällen, einen verständigen und gutdenkenden Mann würdig hält.

Dieses ist also die Art, wie der Weise und Rechtschaffene zu verfahren pflegt wenn er jemand'n sein Zutrauen schenken will, und auf diese Art wird er selten bereuen dürfen, jemand'n dieses Zutrauen geschenkt zu haben. Freilich ist auch der Weiseste nicht fähig jedesmal in dem Herzen der Menschen ihre Gesinnungen und Denkarten zu lesen, besonders heut zu Tage, wo, leider, die Kunst der Verstellung auf's höchste gestiegen ist: es ist also ein sehr möglicher Fall, daß auch der Weise betrogen und hintergangen werden kann. Dieser Fall, wenn er eintritt, schreckt den Weisen und Rechtschaffenen nicht ab — macht ihn nicht tückisch, oder menschenfeindlich; nur vorsichtiger und behutsamer macht er ihn, und dies ist dann eine sehr natürliche Folge des Ganzen, weil das Zutrauen des Weisen zu andern Menschen immer mit einer weisen, auf dieser Welt so äußerst nothwendigen, Vorsicht verbunden seyn muß. Viele werden zwar, wenn sie ihr herzliches Zutrauen so vielfältig mißbrauchet, oder vielmehr geschändet sehen, biß zum Uebertriebenen mißtrauisch, und dieses ist nicht gut, noch weise gehandelt, wiewohl es, in manchen Fällen, sehr zu entschuldigen ist: aber der Weise und Rechtschaffene denkt und handelt nicht so, sondern ist zu sehr Menschenfreund — hat zu tiefe Kenntniß der Dinge, als daß er, wegen zehn Schuldigen, hundert Unschuldige für mitschuldig erklären, und verdammen könnte. Wie gesagt: nur vorsichtiger und behutsamer wird der Weise und Rechtschaffene durch so einen Fall gemacht, und die Folge da-

vorn ist: daß er tiefer, als vorhin, in's menschliche Herz blickt, ehe er jemand sein uneingeschränktes Zutrauen schenkt.

Hier hast du nun, liebster Karl, meine Betrachtungen über zu vieles Zutrauen und zu übertriebenes Mißtrauen! Prüfe sie, und wenn du sie ächt finden und deines Beifalls würdigen wirst, so bin ich hundertfach für die geringe Mühe belohnt, die mich das Niederschreiben kostete,

Morgen also werde ich mit meiner neuen Acquisition für die Menschheit (ich meine, mit Charlott'n von St*) von hier ab, und meiner Vaterstadt zu reisen, welche ich nun in zween Tagen, nach einer beinahe vier monatlichen Abwesenheit, wieder zu sehen hoffe. Wunderlich ist's; ich verließ meine Vaterstadt bloß in Gesellschaft meines getreuen Philipp's, und komme nun mit drei Personen wieder in sie zurück, nämlich: mit Charlott'n, meinem Philipp, und dem alten Jakob.

Du wirst übrigens schwerlich noch einen Brief von mir, ehe ich in meiner Vaterstadt angekommen seyn werde, bekommen — es müßte mir nur noch etwas sehr Bemerkenswürdiges aufstossen, und dieses läßt sich kaum auf einer nur noch so kurzen Reise vermuthen: lebe also indessen recht wohl und vergnügt, mein Geliebtester, und überzeuge dich täglich mehr, daß dich mit innigster Freundschaft liebet

Dein

Freund
Eduard Waller.

Vier und zwanzigster Brief.

K** am 5ten des Heumondes 17–

Seit zween Tagen bin ich nun wieder in meiner Vaterstadt; vorgestern Abends kam ich, sammt Charlott'n von St*, gesund und wohlbehalten hier an. Kaum hatte ich Charlott'n auf mein Wohnzimmer gebracht, so war meine erste Sorge, sie diesen Abend noch bey meinem Freunde H*** unterzubringen, weil es wider allen Wohlstand gewesen seyn würde, ein junges Frauenzimmer in dem Hause eines unverheiratheten Mannes die Nacht zubringen zu lassen. Ich entdeckte also Charlott'n meinen Vorsatz, und gieng sogleich in den Reisekleidern zu meinem Freunde H***.

H*** war ganz erstaunt, mich so unvermuthet zu sehen, und empfieng mich auf's liebreichste. Sobald nur die ersten Bewillkommungen, und wechselseitigen Ausbrüche der Freuden des Wiedersehens vorüber waren, rückte ich mit meinem Antrage, in Rücksicht auf Charlott'n, heraus. Ich machte meinem Freunde und seiner würdigen Gattin eine kurze Detaille von der unglücklichen Geschichte Charlotten's — entdeckte ihnen dann meinen Plan, den ich zur Aussöhnung der Unglücklichen mit ihren Aeltern entworffen hatte, und bat sie am Ende um die Liebe und Gefälligkeit, Charlott'n, unter dem Namen einer meiner Verwandten, so lange in ihrem Hause zu behalten, biß ich so glücklich seyn würde, diesen Aussöhnungsplan vollkommen ausgeführt zu haben, wobei ich mich auch verband, alle aufgewandten Kosten, für Wohnung und Kost Charlotten's, zu tragen.

Mit der menschenfreundlichsten Güte wurde mir nicht nur sogleich meine Bitte gewähret, sondern Freund H*** gab

gab mir noch dazu einen derben Verweiß, daß ich der Ko-
sten, für Wohnung und Kost Charlotten's, nur mit ei-
ner Silbe zu erwähnen für nöthig befunden habe.
„Glaubst du denn (rief H*** mit einem edlen Unwillen)
„daß ich die Pflichten der Menschlichkeit weniger kenne,
„als du, und verdiente ich dein Freund zu heißen, wenn
„ich sie nicht kennte? Nicht nur Wohnung, Kost, und
„die bestmöglichste Behandlung soll' die unglückliche
„Charlotte in meinem Hause finden, sondern meine Gat-
„tin wird sie auch mit Kleidern versehen, damit sie, so
„lange ihr Aufenthalt hier währen wird, mit Ehren vor
„der ganzen Stadt, als deine Verwandte erscheinen kann.
„Nicht wahr meine Liebe, (hier wandte er sich zu seiner
„Gattin) dies willst du thun?" „O gewiß von Herzen
„gerne!" antwortete die gute herrliche Frau, und ich
umarmte die edlen Seelen, welche mir durch diesen schö-
nen Zug noch theurer geworden waren, mit wärmster
Liebe, und dankte ihnen schon im Voraus, im Namen
Charlottens, für ihre Menschenliebe und Edelmuth.

H*** ließ nun sogleich anspannen, und fuhr mit
mir nach meinem Hause, um Charlott'n von da in das
seinige abzuholen; und so kamen wir nach einer halben
Stunde wieder in dasselbe zurück. Hier empfieng H***'s
liebenswürdige Gattin Charlott'n an der Treppe, und
umarmte sie so liebreich und freundschaftlich, als wenn
diese ihre leibliche Schwester gewesen wäre. Nun wurde
ich aufs freundschaftlichste gebetten, bey'm Abendessen
zu bleiben, und um mein Vergnügen vollkommen zu
machen, lud Freund H*** auch den Hofkammerrath
J** (von dem ich dir gleich zu Anfange meiner Reise

das erstemal zu schreiben Gelegenheit hatte (*)) zu diesem Abendessen, welcher auch bald darauf erschien.

Wenn ich dir nun, liebster Karl, die Freude schildern sollte, die der gute J** äusserte, als er mich so unvermuthet in seinen Armen sah', (denn auch ihm hatte ich meine Zurückkunft in meine Vaterstadt nicht vorher gemeldet) so würde ich ein schweres Stück Arbeit vor mir haben: ich glaube also genug zu thun, wenn ich dir sage, daß die Aeusserung der Freude des guten J** über mein Wiedersehn ganz enthusiastisch war, und beinahe ans Uebertriebene gränzte. Er lud mich auf gestern zu sich zum Mittagsessen, welches ich verbat, ihm aber dagegen versprach, daß ich ihn Nachmittags besuchen wolle.

Wir waren nun den ganzen übrigen Abend so vergnügt beisammen, daß ich mich in langer Zeit nicht erinnern kann, so vergnügt gewesen zu seyn: sogar Charlotte war sehr munter, so viel man es nämlich in ihrer traurigen Lage von ihr verlangen konnte, und schien tief gerührt von der liebevollen Sorgfalt und Achtung, womit sie von meinen Freunden behandelt wurde.

Gestern Nachmittags entledigte ich mich meines Versprechens, und besuchte meinen lieben J**, welcher schon in der Frühe um 7 Uhr bey mir gewesen war, und sich nach meinem Befinden erkundiget hatte. Er mußte mich schon von Ferne beobachtet haben; denn als ich in seine Wohnung trat, kam er mir schon mitten auf der Treppe entgegen, und fiel mir um den Halse. Mit lautem Frohlocken führte er mich in das Zimmer seiner

(*) Dies ist der junge J**, von welchem im 2ten Briefe dieses Werkes zum erstenmale Meldung geschieht.

Anmerk. des Verfassers.

ner Gattin, und stellte mich ihr mit folgenden über- triebenen Lobeserhebungen vor, welche ich dir gar nicht hersetzen würde, wenn ich es nicht darum thäte, um ch von dem guten dankbaren Herzen dieses edeldenken- n jungen Mannes auf's neue zu überzeugen. „Theure Ninna! (rief der liebe Mann in einer Art von Be- geisterung) Hier bring ich dir meinen Schutzengel — meinen Erhalter — mein Alles. Er ist's, der mich dem schmählichsten Elende entzog; er ist's, der mir auf meine ganze Lebenszeit Brod und Unterhalt ver- schafte; er ist's, ohne den ich dich, du ewig Theure, nie würde haben kennen lernen — ohne den du nie wür- dest die Meine geworden seyn; er ist also der Schöpfer meines Glücks und unserer Liebe; und nun überlaß' ich es dir, meine Geliebteste, ihm, dem großen — edlen Menschenfreund dafür zu danken!„ Diese enthusia- stische Anrede erschütterte das weiche Herz der sanften Wilhelmine, und sie fiel mir mit einem Thränenschauer in die Arme, während daß J** mit einer Hand ihren schlanken Leib umfaßte, und mit der andern meine Hand an seine Brust drückte.

Es vergiengen einige Minuten, ehe wir uns von der heftigen Erschütterung erholen konnten; denn selbst auf mich machte diese Szene einen tiefen erschütternden Eindruck. Endlich gieng diese Erschütterung in sanftere Empfindungen über; und nun folgte die Sprache wieder, und mit dieser Danksagungen — Freudensbezeugungen — wechselseitige Umarmungen, und Freundschaftsversicher- ungen, bis endlich die Ankunft des Mädchens mit dem Thee unserm Gespräche eine allgemeinere Wendung gab.

Nachdem wir den Thee getrunken, und ich während desselben, auf wiederholtes Bitten, ein und anderes von meinen

meinen Reisebegebenheiten erzählt hatte, nahm m
J** bey der Hand — führte mich in seiner ganzen W
nung umher, und erkundigte sich, der gemachten E
richtung wegen, um meinen Beifall, oder Tadel.
fand alles so gut und geschmackvoll eingerichtet,
ich auch nicht ein Stück fand, das des Tadelns w
gewesen wäre; und was mich über alles vergnügte,
daß ich zwar allenthalben Niedlichkeit und Geschm
nirgends aber Luxus antraf. Ich gab J**'n mein V
gnügen darüber zu erkennen, und dieser war ganz
zückt darüber, daß ich mich mit seiner getroffenen E
richtung so ganz zufrieden bezeigte.

„Von miner frühen Jugend an war ich ein F
„des verderblichen Luxus; (sprach J**) aber immer
„großer Freund der Nettigkeit, und der, einem gut
„arteten Menschen so höchstnöthigen Säuberlichkeit.
„wäre nun wohl im Stande gewesen, von dem Heira
„gute meiner Wilhelmine mich köstlicher einzurichte
„aber nicht nur als ein geschworner Feind des Lux
„sondern auch voll von der süßen — entzückenden Ho
„nung, daß mir meine Minna einst liebenswürdi
„Kinder schenken wird, glaubte ich schon itzt für di
„meine theuren Nachkommen sorgen zu müssen, welch
„ausser meiner Macht gewesen seyn würde, wenn
„mein, oder vielmehr das Vermögen meiner Gatti
„schon izt an unnützen Flitterpracht verschleudert h
„te.„ *) Ich umarmte den weisen - liebenswürdig
„J** mit allem Feuer der Zärtlichkeit für diese herrlic
Aeuß

(*) O daß dies die Grundsätze mehrerer unserer Zeitgenossen w
ren! Aber da heirathet kaum ein Paar zusammen, so wi
(um es den Uebrigen in allem gleich, oder zuvor zu thu
da

ſſerung, nur ermahnte ich ihn liebreich, genau in Mittelſtraſſe zu bleiben, und ſich nicht durch zu nges Hauswirthſchaften, von einem unedeln Geize nehmen zu laſſen; wofür er mir auch verſprach ſorg=ig auf ſeiner Hut zu ſeyn. O Karl! wie glücklich rden manche Familien ſeyn, deren Häupter ſo weiſe o rechtſchaffen wie der liebenswürdige J** dächten: er ach! wie viele Männer kenne ich, welche, gleich ym Antritte ihrer Aemter, ſich durch die prächtigſte nrichtung ihres Hausweſens nnd ihrer Garderobe rbluteten, und ſich nach wenigen Jahren gezwungen hen, Schurken zu werden und nur zu bald all das rige mit dem Rücken anzuſehen, oder noch izt bis er die Ohren in Schulden ſtecken, und ſich, bey allem änzenden äuſſerlichen, weder zu rathen noch zu helfen iſſen. —

Biß zum ſpäten Abende blieb ich bey dem lieben **; denn dieſer hatte, nebſt ſeiner liebenswürdigen attinn, nicht nachgelaſſen zu bitten, daß ich bey'm bendeſſen bleiben ſollte, biß ich ihrer Bitte zu willfah=en mich entſchloß. Auch bey dieſem Abendeſſen vermiß= ich in meinem lieben J** den rechtſchaffenen Hauswirth icht, wiewohl jedermann genug zu eſſen hatte, und lle Speiſen gut und niedlich zubereitet waren. Wir wa=en übrigens ungemein vergnügt und munter beiſammen, nd J** ſchilderte das Glük ſeines itzigen Zuſtandes mit ſo

das beiderſeitige, kleine oder größere, Vermögen dem ver=derblichſten Luxus geopfert, und Kinder und Kindeskinder werden armſelige Opfer des unnützen Flitterprachts ihrer Aeltern. O Luxus, du biſt allein die unſelige Quelle, aus welcher, wie aus Pandoren's Büchſe, alles Elend über die Erde ſich verbreitete! Anmerk. des Verfaßers.

so rührenden und lebhaften Farben, daß ihm, und m
(seiner Gattinn und mir) öfter als einmal eine we
nevolle Thräne in's Auge trat.

Und so genieße ich denn das unnennbare Vergnügen
in dem guten rechtschaffenen J** einen Glüklichen ge
macht zu haben, welcher in seinem Wirkungskreise no
viele seiner unglüklichen Mitbrüder glüklich machen kann
und auch von ganzem Herzen dazu bereit ist. Ueberhaup
habe ich Ursache mit meiner nun vollbrachten Reise i
aller Rüksicht zufrieden zu seyn, weil sie ganz dem Plan
entsprach, den ich mir zu Anfange dieser Reise entwor
fen hatte. Ich habe auf dieser Reise Menschen, man
cherlei Art, kennen gelernt, und ihre gute und übl
Seiten noch besser zu studiren Gelegenheit gefunden; di
allgütige Vorsehung hat mir hier und dort Gelegenheit
verschaft, meinem Mitmenschen auf ein oder die ander
Art nüzlich zu seyn — da Hilfe leisten zu können, n
Hilfe nöthig war; ich habe, in mancher Rüksicht, philo
sophischer und richtiger denken gelernt; und bin also fü
die, in Hinsicht auf die erhaltenen moralischen Vortheile
sehr geringfügigen Kosten und Mühseligkeiten diese
Reise tausendfältig belohnet. Von nun an bleibt e
aber auch unveränderlich beschlossen, alle Jahre (s
lange mir nämlich Gott eine feste und dauerhafte Ge
sundheit schenken wird) eine solche Reise, zu meinen
und meiner Mitmenschen Nutzen und Vortheil, zu ma
chen.

Heute habe ich an die Aeltern Charlotten's von St
einen rührenden Brief geschrieben, welchem Charlotte
auf mein Anrathen, auch einen um Vergebung flehenden
Brief beigelegt hat. Ich erwarte nun von diesen bei
den Briefen die beste Wirkung, und sollte diese auf's Er

stemal

tenmal fehlschlagen, so werde ich einen wiederholten Versuch machen, und eher nicht nachlassen, biß ich dieses Versöhnungswerk vollkommen zu Stande gebracht haben werde. Sobald ich nun von der Vergebung der Aeltern ganz überzeugt bin, eile ich mit Charlott'n in ihre Arme; und sobald ich von da zurükgekommen seyn werde, in die deinigen, mein theurer — geliebtester Karl! Indessen aber bitte ich dich, mein Bester, mir mit all' der Liebe und Zärtlichkeit ergeben zu bleiben, mit welcher dich bis zum Grabe lieben wird

Dein

Freund
Eduard Waller.

Ende des lezten Bändchens.

Stadtbibliothek
Augsburg

L. D.

Reichlin-Melde

J

O

K

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reichlin-Meldegg, Friedrich A.

Eduard von Wallers Briefe an seinen Freund oder der reisende Philosoph

Bd.: 2

Augsburg (1791)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 5534 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261460-0
VD18 12526630-001